<36602187950017

Das Gewissen

oder

Geheimnisse von Stockholm.

Roman

von

C. F. Ridderstad.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

Gottlob Fink.

Fünftes bis siebentes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1852.

Zehntes Kapitel.

Hauskauf. — Geklatsche. — Der Portier. Neue Mysterien. — Das Haus gegenüber. — Der Schreibpult.

Ein paar Monate vor der Zeit, womit unsre Erzählung beginnt, befand sich ein alter Mann mit silberweißen Haaren und genügsamem, einfachem Aussehen, in einem der zierlichsten und größten Häuser auf der Königinstraße.

Seine Miene war freundlich und gut, voll von der Resignation, die große Unfälle bei jedem schuldfreien und reinen Gemüth gemeiniglich hervorrufen.

Die Kleidung war mehr als einfach. Sie zeugte von Armuth, denn ein grauer beinah schon ganz abgenützter Rock bildete das beste Stück der Garderobe. Der Hut war grob und so alt, daß er durchs Bürsten nichts mehr gewinnen konnte.

Als er ins Haus trat, passirte er durch die geräumige Hausflur und begab sich nach einem kleinen Flügel im Hinterhof, wo er fragte, ob der Hauseigenthümer zu Hause sei, und als man die Frage bejahte, den Wunsch äußerte, ihn zu sprechen. Der grau gekleidete Greis war kein anderer, als derselbe alte Mann, mit welchem wir den Leser im ersten Kapitel dieser Erzählung, im Café London, kurz vor dem Einbruch bei Kellner, bekannt gemacht haben.

Als der Wirth ihn sah, glaubte er, es sei ein Hülfsbedürftiger, und da er nur aus seinem Aussehen schloß, nahm er einige Pfennige aus der Tasche, um sie ihm zu geben.

Aber der Alte schob die ausgestreckte Hand weg, jedoch ohne sich durch die wohlwollende Absicht des Wirthes verletzt oder verdrießlich zu zeigen.

„Obschon ich sehr arm scheine," sagte der Alte, „und es unleugbar auch bin, so bin ich gleichwohl kein Bettler."

„Um so besser, mein Freund; aber in welcher Beziehung kann ich Ihnen dann zu Diensten stehen? Vermuthlich sind Sie nicht umsonst hieher gekommen."

„Das ist wahr; ich bin im Gegentheil in einem sehr wichtigen Geschäft gekommen, aber ich befinde mich beinahe in Verlegenheit, wie ich damit hervorrücken soll."

„Geniren Sie sich nicht, sondern gehen Sie gerade auf die Sache los; ich bin gewöhnt, selbst in meinen Reden kurz zu sein und liebe es auch bei Andern."

„Das freut mich . . . und . . ."

Aber der Alte verstummte gleichwohl wieder und zeigte sich sichtbar verlegen.

„Nun," versetzte der ungeduldige Wirth, „was haben Sie zu sagen?"

„Ich habe eine Frage an Sie zu richten, aber ich fürchte, Sie möchten sie mißdeuten."

„Seien Sie ohne Furcht, ich bin ein liberaler Mann, und ganz und gar nicht empfindlich; also gehen Sie unerschrocken zur Sache über."

„Nun denn, mein Herr, haben Sie Lust, dieses Haus zu verkaufen?"

„Mein Haus zu verkaufen?"

„Wie ich die Ehre habe, zu fragen."

„An Sie?"

„An mich."

„Der Hausbesitzer betrachtete den Unbekannten, und

als er den abgenützten Rock, so wie die Armseligkeit der ganzen Erscheinung sah, kam er auf den Gedanken, daß er entweder einen alten Schalk oder einen entsprungenen Tollhäusler vor sich habe.

„Nein, mein Freund, ich verkaufe mein Haus nicht an Sie," antwortete der Herr und drehte sich auf dem Absatz um, in der Absicht, wegzugehen.

„Wie ich es voraussagte, mein Herr," begann der Alte wieder, „so war meine Frage also doch von der Art, daß ich gerechtes Bedenken trug, mit derselben herauszurücken. Nichtsdestoweniger und da das Gespräch jetzt einmal in den Gang gekommen ist, bin ich überzeugt, daß Sie Ihr Besitzthum an mich verkaufen."

„Wie kann ich ein Eigenthum von ohngefähr 200,000 Reichsthalern Werth an Sie verkaufen?"

„Allerdings können Sie das."

„Und aus welchem Grunde glauben Sie es?"

„Erstens darum, weil ich nicht markte, und zweitens, weil ich die ganze Summe baar bezahle."

„Sie?"

„Natürlich, da ich es Ihnen einmal sage."

„Sehr kurios . . . ich weiß nicht, ob Sie mit mir scherzen wollen oder ob nicht vielmehr die Vorsehung mit Ihrem eigenen Verstand einen Spuck getrieben hat."

„Glauben Sie, was Sie wollen, mein Herr; was ich sage, ist indeß mein vollkommener Ernst. Aber ich begreife Sie . . . . Sie beurtheilen mich nach meinem Rock . . . und ich wundere mich nicht darüber . . . vielleicht erlauben Sie mir deßhalb mich auszuweisen, dann werden Sie finden, daß ich nicht spasse, was übrigens auch bei meinen Jahren nicht passend wäre."

Der Wirth wußte nicht recht, was er glauben sollte, aber seine Neugierde war geweckt.

„Wer sind Sie?" fragte er.

„Mein Name ist Brauner."

„Und was sind Sie?"

„Nichts, Herr, ganz und gar nichts.“

Brauner zog dabei eine schmutzige, altmodisch große Brieftasche hervor, öffnete sie und nahm einige Papiere heraus.

„Der Inhalt dieser Dokumente,“ sagte er, indem er sie dem Wirth übergab, „muß wenigstens noch einige Zeit ein Geheimniß zwischen Ihnen und mir bleiben; inzwischen können Sie daraus ersehen, daß ich nicht scherze, sondern daß ich . . .“

„Ich sehe, ich sehe,“ sagte der Wirth; „zum Teufel, das ist ja Alles ganz in der Ordnung . . . ich kenne die Unterschriften . . . geachtete und angesehene Namen . . . überdies ist das Dokument von dem schwedischen Consul eidlich bekräftigt . . . sehr sonderbar . . . wahrhaftig sonderbar . . . und Sie wollen das Haus hier kaufen?“

„Ich wünsche es.“

„Aber ich habe es ja nicht zum Verkauf ausgeboten . . . ich begreife nicht . . .“

„Die Sache verhält sich so, daß ich, seitdem ich den Auftrag erhielt, hin und her gegangen bin und mich bald da bald dort ein wenig umgeschaut habe. Ich kam jedoch unaufhörlich auf dieses Haus zurück, als dasjenige, was meinem Geschmack am meisten zusagte.“

„Sie sind ein kluger und vortrefflicher Mann, mein alter Freund; aber . . . wenn ich es jetzt nicht verkaufen will? Der Kauf soll, wie ich aus den Papieren sehe, in Ihrem Namen abgeschlossen werden?“

„In meinem Namen, ja Herr.“

„Aber wie gesagt, wenn ich es nicht verkaufen will!“

„Als Sie es kauften, gaben Sie nicht mehr als 100,000 Reichsthaler dafür.“

„Es sind indessen viele Jahre, mehr als zwanzig Jahre verflossen, und die Häuser sind in den letzten Jahren bedeutend im Werth gestiegen.“

„Unleugbar, aber wenn Sie jetzt danach bezahlt werden und ein gutes Geschäft machen . . . das Haus

bedarf bald einer Reparatur, und das ist ein weiterer Grund, es loszuschlagen."

Der Wirth rieb sich am Kopf und war unschlüssig, was er thun sollte.

„Aber der Kaufschilling ... ich dachte, Sie sprachen von baarem Geld?"

„Der Kaufschilling wird in Anweisungen auf die Bank von Hamburg hinterlegt werden, Anweisungen, die jedes Handlungshaus, an das Sie sich wenden wollen, mit Vergnügen annehmen wird."

„Machen Sie mir ein Angebot, so will ich hören."

Der Mann liebte sein Haus, aber ein Gewinn war auch verlockend, und er konnte die Wahrheit der Bemerkung, daß eine größere und kostspielige Reparatur bald nöthig sei, nicht in Abrede stellen.

„Ich werde Ihren Wunsch erfüllen, obschon eigentlich Sie es sein sollten, der die Summe bestimmt, aber da das Haus mir einmal gefällt und ich keinen höheren Wunsch kenne, als daß das Geschäft bald abgemacht sein möge, so biete ich Ihnen 166,666 Reichsthaler 32 Schillinge."

Der Wirth konnte seine Freude unmöglich verhehlen. Das Haus war damit überreichlich bezahlt.

„Und der Kaufschilling wird in sicheren, guten Papieren erlegt?"

„Ich verpflichte mich dazu"

„Und wann würden Sie wünschen, daß das Geschäft abgemacht würde?"

„Sogleich."

„Sogleich? Ich muß mich doch auch bedenken ... Der Vorschlag kommt so unerwartet ... was Teufels soll ich machen? 166,666 Reichsthaler 32 Schillinge, sagen Sie ... und überdies in baarem Geld?"

„Das ist mein Angebot, unter der Bedingung, daß der Kauf sogleich abgeschlossen wird ... und daß überdies der Name meiner Mandanten ein Geheimniß zwischen uns bleibt."

„Nun wohl denn ... aber, mein Gott, so schnell... sogleich ... das ist unmöglich ... ich kann ja gar nicht darüber nachdenken ... mich besinnen ... calculiren ...“

Der Wirth ging oder lief vielmehr im Zimmer auf und ab.

„Die Sache ist leicht calculirt. Wenn Sie Ihre Hausmiethen zusammenzählen und davon die Abgaben an Staat und Stadt abrechnen, so haben Sie kaum 4 Procent ... ja sogar nicht viel mehr als drei und ein halb von dem Gebot, das ich Ihnen gemacht habe. Der Gewinn ist ja also immer auf Ihrer Seite. Entschließen Sie sich jetzt, mein Herr, und wir begeben uns sogleich zu einem Notar.“

Der Wirth starrte den Alten noch eine Weile an, dann streckte er seine Hand aus und nickte mit dem Kopfe.

„So sei es denn,“ sagte er, „166,666 Reichsthaler 32 Schillinge ...“

„Jetzt sogleich?“

„Sogleich.“

„Lassen Sie uns also zum Notar gehen, bei dem ich mir inzwischen vorbehalte, daß nur mein eigener Name genannt wird.“

Der Kauf wurde abgemacht und die Summe in Anweisungen auf die Hamburger Bank erlegt. Der Hausbesitzer war übrigens ein zuverläßiger Mann und erfüllte getreulich sein Versprechen, Brauners Geheimniß zu bewahren; so wurde also nur der Namen des Alten im Kaufvertrag angeführt, und kein anderer als er, wurde als der neue Eigenthümer bekannt.

Aber das Ereigniß war zu merkwürdig, als daß es nicht bald ein Gegenstand des allgemeinen Gesprächs in der Hauptstadt geworden wäre.

„Haben Sie schon gehört,“ schwatzte man auf der Straße, „daß ein Bettler eines der größten Häuser in der Königinstraße gekauft hat?“

„Ja, das ist sehr merkwürdig, und er soll es mehr

als theuer bezahlt haben, blos weil es ihm einmal gefiel. Wahrhaftig in unsern Tagen ist es schon der Mühe werth, ein Bettler zu sein."

„Er soll Rauner heißen."

„Nein; ich glaube Raumann oder so etwas."

„Ich habe erzählen hören," fiel ein Anderer ein, „daß der Mann ein alter Wucherer sein soll und sich beim Erwerb seines Vermögens alle möglichen Mittel erlaubt habe."

„Man hat mir auch etwas Aehnliches, wo nicht etwas noch Schlimmeres gesagt."

„Was hat man Dir gesagt?"

„Er habe . . ."

„Was habe er? . . . Du siehst so geheimnißvoll aus . . . laß hören . . . er habe . . ."

„Eine entsetzliche That begangen."

Und der Mann machte dabei eine Geberde, die man nach Belieben deuten konnte.

„Vielleicht einen Mord? . . ."

„Oder einen Kirchendiebstahl?"

„Das ist ja abscheulich. Wir leben wirklich in einer schrecklichen Zeit. Nichts ist mehr heilig . . . Verbrechen und Laster mehren sich . . . die Unverschämtheit nimmt überhand . . . wohin soll das alles führen?"

Aber die Verwunderung sollte noch größer werden, als eines Tags zwei Stadtdiener im Hôtel erschienen und sämmtlichen Miethbewohnern bis auf die nächste Zugfrist aufkündigten.

„Aber wo ist denn der Mann, der das Haus gekauft hat?" fragte man die Stadtdiener.

„Wir wissen es nicht . . . der Notar, der die Aufkündigung vidimirt hat, hat sie uns übergeben."

„Und wo wohnt denn der Käufer, wo befindet er sich?"

„Das wissen wir nicht . . ."

„Aber können wir nicht mit ihm reden?"

Die Stadtdiener zuckten die Achseln, ohne Aufschlüsse ertheilen zu können. Sie wußten nichts. Die Mietbleute besuchten den alten Wirth und auch den Notar, jedoch ohne großen Erfolg. Der Wirth hatte seit dem Verkauf seines Hauses den Käufer nicht mehr gesehen, und der Notar hatte zwar seitdem einen Besuch von ihm erhalten, wobei er ihn aufforderte, den Miethbewohnern aufzukündigen, im Uebrigen aber wußte er nichts von ihm, weder was er war, noch wo er wohnte.

Beide lobten indeß die Pünktlichkeit, womit sie bezahlt worden waren, und erklärten, sie hätten gar keine Ursache, sich über ihn zu beklagen.

In all den Umständen, die sich mit dem Kauf verknüpften, lag etwas Ungewöhnliches und Wunderbares, was die Aufmerksamkeit erweckte, weßhalb die Sache auch auf tausend verschiedene Arten ausgelegt wurde und die allgemeine Neugierde sich der baldigen Zugfrist zuwandte, wo man das Räthsel gelöst zu sehen hoffte.

Einige Budenmamsellen in der Nachbarschaft machten sich's vor allen Dingen zum Geschäft den Handel zu besprechen.

Es ist eine Schande, eine wahre Schande," rief die stulpnäsige Lisette, „daß ein Bettler ein so prächtiges Haus soll kaufen können."

„Ein Bettler?" antwortete ihr die etwas dicke rothbackige kleine Klara, „ein schöner Bettler, der auf einem Brett so viel Geld hinlegt. Hast Du denn nicht gehört, daß er den ganzen Kaufschilling in blanken Dukaten bezahlt haben soll?"

„Mein Gott, was Du sagst! mir hat man gesagt, er habe die ganze Summe in kleinen Kupfermünzen bezahlt, die er zusammengebettelt. Weißt Du, was ich zu glauben anfange?"

„Laß hören."

„Daß die Bettler weit reicher sind als diejenigen, die geben. Von dieser Stunde an will ich den Bettlern

ein freundlicheres Gesicht machen, als ich bisher gethan habe."

„Darüber will ich nichts sagen . . . aber was meinst Du wohl, er soll das ganze Haus allein bewohnen."

„Gott steh' mir bei, das ist ja geradezu die verkehrte Welt. Er will das ganze Haus selbst bewohnen?"

„Ich weiß es um so sicherer, als der Bediente des Staatsraths, der im ersten Stock wohnt, mir gestern erzählte, man habe allen bisherigen Miethleuten bis zur nächsten Frist aufgekündigt, und es würden keine neuen einziehen."

„Das ist gar zu toll; man möchte vor Aerger aus der Haut fahren, daß man gar nicht herausbringen kann, wer dieser Bettler ist."

Dem verkauften Hôtel gegenüber befand sich ein Putzmagazin, worin ein äußerst reizendes Mädchen saß, das bei der Eigentbümerin der Bude im Dienst war.

Das Mädchen war jung und schön, wie ein Sonnenaufgang. Ihre Wangen waren so frisch wie die Rosen an einer Morgenwolke, und ihre Augen glänzten wie zwei Thauperlen, die von einem klaren Strahl durchschimmert sind. Obschon sie heiter und mild aussah, machte sie doch nicht gerne Bekanntschaften, sondern schien am liebsten für sich selbst leben zu wollen. Sie unterschied sich von ihren Kamerädinnen auch dadurch, daß sie sich unter keiner Bedingung dazu verstand, einen Hut zu kaufen, dieser moderne Schmuck, welchem der Mamsellentitel folgt, wie die Devise der Caramelle folgt, sondern sie blieb ihrem frühern Kopfputz, einem zierlichen Schälchen, getreu.

Sie hatte auch ihre Gründe dazu, welche beweisen, daß sie die Sache überlegt hatte.

Der Hut, sagte sie, ist unbequem und hat eine lächerliche Form, welche den Kopf entstellt. Warum soll man sich entstellen?

Die Herren nennen ja uns Mädchen Engel; aber

wenn man einen Engel auf einem Altargemälde mit einem gewöhnlichen Frauenzimmerhut malte, so würde man vor lauter Lachen die Andacht in der Kirche verlieren. Mich soll man nie auslachen.

Bekäme mich jemand mit dem Hut zu sehen, der mich früher mit dem Schälchen gesehen hat, so könnte man mit Recht dies und jenes von mir denken. Es ist zweideutig . . . und so und so.

Für's Erste würde man glauben, ich sei eitel und bilde mir ein, vornehmer zu sein, als ich bin, und doch bin ich mir schon gut genug, wenn ich nur ein fleißiges und bescheidenes Mädchen bleiben kann.

Für's Zweite würde man glauben, der Hut habe mich mehr gekostet, als er werth ist, und ich erröthe, wenn ich nur daran denke.

Das Schälchen dagegen ist eine hübsche Draperie, und läßt mir ganz gut, weil ich es nach meinem Belieben und Geschmack façoniren kann; sollte es mir einmal einfallen, kokettiren zu wollen, so läßt sich dies mit dem Schälchen weit leichter thun, weil man es in kleine Falten legen und ganz nach Wunsch ordnen kann.

Und wenn ich mir jemals die Liebe eines artigen Jungen erwerben kann, so wird er mir sicherlich deßhalb nicht untreu werden, weil ich an meinem kleinen Schälchen festhänge, das mich unaufhörlich an meine Kindheit erinnert, welche . . . kurz und gut, Ehre dem Schälchen!

Ein Mädchen soll erst den Hut erhalten, wenn es sich verheirathet. Der Hut soll das Hochzeitsgeschenk des Mannes sein.

So raisonnirte die schöne Fanny, und war nicht wenig entzückt über ihr eigenes Raisonnement. Es schmeichelte ihr, das Schälchen vertheidigen zu können, selbst wenn es bewiese, daß auch sie eitel wäre, obschon sie das nicht sein wollte.

In allen Fällen war Fanny ein ganz eigenthümliches und sehr hübsches Mädchen.

Sie konnte nichts dafür, daß ein klein bischen Philosophie irre gelaufen war, und seinen Wohnsitz in ihrem schalkhaften Lockenköpfchen aufgeschlagen hatte.

Die Neugierde, die man dem Frauenzimmer vorwirft, war ihr Entzücken, und sie vertheidigte auch die Neugierde auf dieselbe Weise, wie sie das Schälchen vertheidigte.

Die Herren nennen ihre Neugierde Wißbegierde, und wir nennen unsere Wißbegierde Neugierde. Das ist der ganze Unterschied zwischen uns.

Die Herren stoßen die Thüre auf und treten in die Welt hinaus, um sie von allen Seiten zu betrachten. Wir stehlen uns hinzu, um sie durch das Schlüsselloch zu betrachten.

Wenn ich nicht neugierig wäre, so glaube ich bestimmt, daß es recht langweilig wäre, zu leben.

Dadurch, daß ich neugierig bin, meine ich mit allen Menschen etwas zu thun zu haben, ohne daß irgend jemand das Mindeste mit mir zu thun hat.

Alles zu sehen, ohne selbst bemerkt zu werden, ein klein wenig von Andern zu wissen, ohne daß die Andern etwas von mir wissen, ach, wie angenehm ist das!

Die Geschichte von dem Hausverkauf hatte auch ihre volle Neugierde geweckt.

Fanny's zierliche Erscheinung zog viele Kunden in ihren Laden; sie wußte alles, was man von der Sache schwatzte.

Als sie ihre nächsten Nachbarinnen Lisette und Clara davon plaudern hörte, konnte sie sich nicht enthalten, auch ein Wörtchen drein zu reden.

„Jetzt weiß ich's," fiel sie ein, „wer es ist, der das Haus gekauft hat."

„Du weißt es . . . laß hören . . . laß hören . . ."

„Rathet einmal."

„Es soll ein Bettler sein?"

„Das wäre mir etwas Schönes . . . es ist ein vermummter . . . aber rathet, wenn ihr könnt . . .“

„Ein vermummter . . .“

„Ja, ein vermummter Ausländer, . . . ein vermummter Prinz oder Herzog, glaube ich. Er hat sich mit der ganzen Stadt einen Spaß gemacht. Es ist ein Engländer, der gerne Schwänke aufführt.“

„Was sagst Du, ein Prinz . . . ein Herzog . . . ein Engländer? . . .“

„Aber Ihr dürft es Niemand sagen . . . es soll ein Geheimniß bleiben.“

„Ei, glaubst Du denn, wir werden herumspringen und alles ausplaudern, wir? . . .“

Genug, ein Gerücht glich dem andern, und da sie sich gegenseitig kreuzten, so machten die abgeschmacktesten, sagenhaftesten Erzählungen die Runde durch die Hauptstadt.

Der Tag des Auszugs kam endlich, und die allgemeine Neugierde hatte ihre ganze Aufmerksamkeit aufs Wunderbare gerichtet, was man jetzt zu sehen bekommen sollte.

Das Haus war in voller Bewegung. Die Miethbewohner packten und ließen einen Wagen mit Effekten nach dem andern wegführen; allmählig leerte sich auch das Haus, und der Wirth war endlich die einzige Person, die sich in den leeren Zimmern aufhielt, um den neuen Eigenthümer zu erwarten, und ihm die Schlüssel zu übergeben. Aber es zeigte sich niemand.

Unschlüssig, was er thun sollte, ging er auf und ab, zog mitunter seine Uhr heraus, und betrachtete schweigend den langsam voranschreitenden Zeiger.

Es wurde acht Uhr Abends, es wurde neun, es wurde bald auch zehn Uhr.

Die Magazine waren bereits verschlossen, und die Straßen leerten sich. Der Wirth beschloß jetzt, das Haus

zu verlassen, als er Tritte in der Hausflur hörte, die Thüre sich öffnete und der alte Brauner eintrat.

„Gottes Frieden," grüßte er, indem er seinen abgenützten Hut abnahm. „Ich sehe, daß Sie mich erwartet haben, mein Herr, aber ich wollte nicht eher kommen, als bis ich glaubte, daß das Haus leer und die Straßen finster wären."

„Ich heiße Sie in Ihrem Eigenthum willkommen, und bin bereit, Ihnen die Schlüssel zu übergeben . . . das Einzige, was mir noch zu thun übrig bleibt."

„Ich danke, ich danke."

Der Wirth konnte seine Verwunderung nicht unterdrücken, nicht blos über den Handel im Allgemeinen, sondern besonders auch darüber, daß man allen Miethbewohnern aufgekündigt, und keine neuen angenommen hatte; aber Brauner antwortete ihm ausweichend, und versicherte blos, daß das Haus seiner Zeit schon bewohnt werden solle.

Ohne das Geheimniß durchschauen zu können, womit Brauner sich umgab, überließ ihm der alte Besitzer endlich das Hôtel, und Brauner begleitete ihn bis an die Thüre hinab, die er sorgfältig hinter sich verschloß.

Sobald Brauner sich in dem großen Gebäude allein sah, begab er sich in das Portierstübchen hinab, wo er eine kleine Handlaterne nebst Zündhölzchen aus der Tasche zog und Licht machte.

Darauf stellte er die Laterne von sich weg auf den Boden und sank auf seine Kniee nieder, die Hände zum Gebet faltend.

Die Neugierde, die am Abend um den Genuß gekommen war, den neuen Besitzer zu sehen, hoffte am folgenden Tag glücklicher zu werden.

Von mehr als einer Seite hatte man auch jetzt

seine Augen auf das Hôtel gerichtet, und man freute sich nicht wenig, endlich ein lebendiges Wesen zu sehen, das ein Fenster öffnete und auf die Straße hinabblickte.

„Mein Gott," rief Lisette, „da ist er, da ist er!"

„Ums Himmelswillen, ganz weißköpfig . . . ein abgelebter Greis."

„Und welch ein Rock . . . ein wahrer Bettler . . . nein, das ist wahrhaft lächerlich."

„Es muß etwas Wunderbares darunter stecken," sagte endlich Fanny, die sich von ihrem Erstaunen nicht erholen konnte.

„Allerdings ganz wunderbar . . . und er soll allein in dem unmöblirten Hause wohnen . . . in allen Stockwerken zugleich . . . das ist wahrhaft lächerlich."

Aber das Sonderbare sollte noch sonderbarer werden. So still und öde das Hôtel am ersten Tage blieb, so viel Leben und Bewegung verkündigte es am zweiten.

Handwerker von allen Arten fanden sich nämlich ein, um durch ihre Arbeit dem Hause ein neues, verschönertes Ansehen zu geben und es von Neuem auf's Comfortabelste und Prächtigste zu möbliren.

Man bemerkte jedoch als ein großes Curiosum, daß das Erste, wofür man sorgte, die Anbringung von Rollgardinen an den Fenstern war.

Das Haus hatte bisher, ohne eigentlich verfallen zu sein, dennoch alt und verwahrlost ausgesehen. Seine Farbe war nicht blos schmutzig grau, sondern auch die Uebertünchung war an mehren Orten abgefallen. Dies alles wurde wieder in Ordnung gebracht, dabei neues Gesimse und Zierrathen an den Fensterbögen und Eingängen hergerichtet, und zwar mit einer Sorgfalt und einem Geschmack, welche bewiesen, daß man kein Mittel sparte. Von allen Seiten her wurden die modernsten und kostbarsten Möbel hingetragen, Spiegel und Divane, Tische, Causeusen und krystallene Kronleuchter, Gardinen

von den schönsten Farben und Zeugen, Betten, Tische und Stühle von Mahagoni und Jacarandaholz, mit reichen Einlegungen, kostbaren Schnitzeleien und glänzenden Vergoldungen. Die ausgezeichnetsten Handwerker begaben sich dahin, um selbst alles auf's Luxuriöseste zu ordnen Sogar Künstler, wie z. B. Maler und Bildhauer, fanden sich ein, um mit ihrem Schönheitssinn das Ganze zu vollenden, und die Wände, sowie die verschiedenen Theile der Zimmer mit den Erzeugnissen ihrer edlen Wirksamkeit zu schmücken.

Die klatschenden Zungen wußten nicht mehr, was sie von all diesen Dingen denken sollten.

Lisette und Clara waren ganz in Verzweiflung darüber, daß sie das Geheimniß nicht zu entschleiern vermochten, das nothwendig bei all dem vorwalten mußte.

„Weißt Du, was ich thue?" sagte endlich Lisette zu Clara, „ich gehe gerade hin und bitte um Erlaubniß, mit dem Wirth zu sprechen."

„Thust Du das? . . . . nun . . . . dann gehe ich mit."

„Die Ungewißheit wird mir gar zu unerträglich. Das Ding da muß ein Ende nehmen."

Gesagt, gethan.

„Ah, mein bester Herr," schwatzte Lisette, als sie Brauner auf einer der Treppen begegnete, „wir haben eine solche Menge schöner Sachen hieher führen sehen, daß wir . . ."

Das ernste Aussehen des Alten machte sie beinahe verlegen.

„Still, liebe Lisette, laß mich reden," fiel Clara ein. „Die Sache ist die, mein Herr, daß wir mit dem Eigenthümer des Hauses sprechen möchten."

„So sprechen Sie," sagte Brauner ganz kurz und gut, „ich bin der Wirth."

„Wirklich . . . Sie sind der Wirth?"

„Und wer wird diese Zimmer hier miethen?"

„Niemand.“

„Gütiger Gott! Aber wer benützt denn all die schönen Sachen, die täglich hierher gebracht werden?“

„Ich.“

„Aber, mein Gott, gedenken Sie denn allein das ganze Haus zu bewohnen?“

„Das wird sich zeigen.“

„Aber wer sind Sie denn? Sie können sich nicht darüber wundern, wenn man gern seinen nächsten Nachbar kennen lernen möchte.“

„Ich bin Portier.“

„Das sind ja lauter Räthsel das . . . . Sie können uns wirklich in Verzweiflung bringen, mein Herr.“

„So.“

Fanny war klüger, als ihre beiden Nachbarinnen. Sie verließ ihre Bude nicht, war aber überzeugt, daß der alte . . . Bettler . . . wie er auch genannt wurde . . . bald die Maske abwerfen und als Prinz oder Herzog hervortreten würde.

Etwas mißvergnügt, ungeduldig war jedoch auch sie, aber dieß galt eigentlich bloß den Rollvorhängen, die mit zäher Beharrlichkeit herabgelassen blieben und sie hinderten, einen Blick in die Zimmer zu werfen.

Sie hätte sich zufrieden gegeben, wenn sie nur ein klein wenig hätte hineinschauen dürfen.

Das Hôtel war inzwischen wieder in vollkommen guten Stand gesetzt, durch die vorgenommene Reparatur in eines der schönsten der ganzen Hauptstadt verwandelt worden. Die Arbeiter hatten sich entfernt und alles war wieder schweigsam und still. Die einzige Per-

son, die man manchmal aus- und eingehen sah, war der alte Brauner mit seinem schneeweißen Haar, und seinem abgeschabten grauen Rock.

Wir übergehen eine Woche.

Eines Morgens, als Fanny in ihre Bude kam, waren die Rollvorhänge aufgezogen und die inneren Fensterdraperien traten ihrem Blick mit all den schimmernden Farben des Regenbogens entgegen.

Ihr Herz klopfte bei diesem Anblick heftiger als gewöhnlich, und ihre Augen strahlten von erhöhter Lebhaftigkeit.

Mit Erlaubniß des Lesers begeben wir uns ins Hotel hinauf.

In einem der prachtvoll, um nicht zu sagen fürstlich möblirten Zimmer, finden wir zwei Personen, wovon die eine, ein junger Mann mit lebhaften und feurigen Bewegungen, auf- und ab ging, während die andere, ein Mann von mehr vorgeschrittenem Alter, mit gekreuzten Armen dastand und den Bewegungen des ersteren mit den Blicken folgte.

Beide sahen offen und frisch aus, obschon das Gesicht des einen mehr Fröhlichkeit und Sorgenfreiheit, das des anderen mehr Ernst und Nachdenken verrieth.

Der eine war auch Paul Kellner und der andere war Roman.

An der Thüre stand der alte Brauner.

„Es ist gut, daß Du kommst, Roman," sagte Paul, indem er fortwährend auf- und ab schritt, „ich habe Dich mit brennender Ungeduld erwartet.

Paul, der am Abend vorher ins Haus gezogen war, hatte sogleich erklärt, er wünsche allein zu sein, und dieß waren eigentlich seine ersten Worte, die er seit seiner Ankunft gesprochen hatte.

Als der alte Brauner den Ton seiner Stimme hörte, schien eine hastige Bewegung durch seinen Körper zu

eilen und er blickte vom Boden auf. So unmerklich diese Bewegung war, so entging sie dennoch Paul nicht, er erinnerte sich jetzt, daß er nicht allein mit Roman war.

„Ist der Wagen angespannt?“ fragte er, zu Brauner gewandt, „ich gedenke, bald auszufahren.“

„Soll ichs bestellen?

„Ach ja. Seien Sie so gut, bester Brauner; sorgen Sie, daß alles in Ordnung kommt, ich wünsche, nicht lange da zu bleiben.“

Brauner entfernte sich, indem er noch in der Thüre einen Blick auf Paul warf.

Als Paul und Roman allein waren, ließ Paul in seinem Gange nach.

„Ich glaube,“ sagte er, „daß wir uns auf den Alten hier verlassen können, er sieht redlich und gut aus. Es liegt etwas in seinen Augen, das mir sagt, daß er uns liebt.

„Zweifle nicht daran. Wenn ich nicht mit meiner eignen Ehre für die des Alten bürgen könnte, so würde ich ihn Dir nicht empfohlen haben, Paul, davon kannst Du überzeugt sein. Er hat auch den Auftrag, dieses Haus zu kaufen und einzurichten, zu Deiner vollkommenen Zufriedenheit ausgeführt.

In Romans Vertheidigung des Alten lag ein gewisser Vorwurf gegen Paul.

„Laß Dich meine Frage nicht verdrießen,“ bemerkte dieser. „Meine Absicht war nicht, ihn zu beleidigen, und noch weniger Dich.“

Obschon Paul und Roman von sehr verschiedenem Alter waren, so bestand doch zwischen ihnen Vertrauen und Freundschaft, so daß sie sich mit dem traulichen Du anredeten.

„Du kennst den wichtigen Auftrag, den mein Vater mir auf seinem Todtenbett ertheilte, und der mir weit wichtiger ist, als Du noch weißt. Aber Du wirst dies

in Zukunft alles erfahren. In der Wahl meiner Vertrauten muß ich vorsichtig sein."

„Wichtig nur für Dich, Paul?"

Als Roman diese Bemerkung machte, konnte er die Ueberraschung nicht verbergen, die Pauls Aeußerung bei ihm hervorgerufen hatte.

Aber Paul schien nicht darauf zu achten, sondern schritt nur noch hastiger im Zimmer auf und ab.

„Apropos," begann er wieder, „ich habe eine schlaflose Nacht gehabt, Roman. Ich bin vielleicht zehn bis zwölf Stunden in diesen Zimmern herumgewandert, ich habe jeden Gegenstand geprüft . . . alle Tapeten untersucht . . . an jede Wand geklopft, und endlich, da ich nicht glaubte, daß ich die Länge der Wohnung und der einzelnen Zimmer durch Abschreiten genau erfahren könnte, so habe ich sie mit der Elle gemessen. Ich habe gefunden, daß alles mit den Angaben meines sterbenden Vaters zusammentrifft, und ich bin jetzt vollkommen überzeugt, daß ich hier innen die Papiere suchen muß, von denen er so eifrig sprach. Ich habe bemerkt, daß die Mauern überall gleich dick sind, mit Ausnahme dieser da; Du wirst es selbst finden, wenn Du das Fenster auf der Seite öffnest und zuerst den Abstand vom Fensterpfeiler bis zur Wand, sodann die äußere Seite der Wand bis zur Decke abmissest . . . der Unterschied ist nicht unbedeutend."

„Ich bin überzeugt, daß Du Recht hast, und so wollen wir bald genug die Papiere bekommen. Willst Du mir diesen Auftrag überlassen, so werde ich und Brauner noch vor Abend die Mauer durchbrochen haben.

„Du verläßt Dich also unbedingt auf Brauner?"

„Unbedingt."

„Gut, so thue ich's auch."

„Ich meine, Du sagtest, Du habest im Sinne auszugehen . . . entschuldige mich . . . aber wohin?"

„Wohin? Natürlich zu denjenigen, die mir mein Vater als Mitspieler in dem noch so wenig aufgeklärten,

aber entsetzlichen Drama genannt hat, das nach Verlauf von mehr als 20 Jahren die bittersten Gewissensbisse in ihm hervorrief, seine Gesundheit untergrub, ihm den Verstand raubte und ihn aufs Todtenbett warf. Ach, Roman, Du hättest dabei sein und seine Seelenleiden sehen sollen, und wenn Du je an der strafenden Macht einer höheren Vorsehung gezweifelt hättest, so würdest Du da auf Deine Kniee niedergefallen sein und dieselbe in Deinem Herzen wieder anerkannt haben. Schrecklichere Martern und Qualen als die, welche ich an seinem Krankenbette sah, lassen sich nicht denken. Die Seelenleiden verzehrten ihn gänzlich, und er war zuletzt nur noch eine trockene, bleiche Mumie, die den Fluch über ihr eigenes Haupt herab beschwor. Kein Schlaf kam in seine Augen, keine Ruhe in seine Seele, kein Trost in sein Gemüth, keine Hoffnung in sein Herz . . . und warum . . . ? Er vermochte es sich selbst nicht klar zu machen, und dennoch schwebte seiner Einbildung ein gräßlicher Dämon vor, eine Erinnerung, eine Vorstellung, die ihm sagte, daß er ein von Gott verworfener Verbrecher sei. Daß er gleichwohl ein rechtschaffener und guter Mann war, der die allgemeine Theilnahme und Achtung verdiente, das weiß ich und das wußten wir alle; aber was half es, wenn er es in seinen eigenen Augen nicht war? Noch einmal, Du hättest seine letzten Stunden sehen sollen . . . dann würdest Du mich nicht fragen, wohin ich gehen wolle."

„Sei überzeugt, Paul," antwortete ihm Roman, „daß ich die Gefühle, die Dich leiten, sehr gut verstehe und vollkommen billige; ich sah auch voraus, daß Du bei Deinem lebhaften und warmen Gemüth mit Deinem Besuch bei den Personen, die Du mir genannt hast, nicht lange zögern würdest, aber ich wollte Dich blos warnen und bitten, vorsichtig zu sein, weil die geringste Uebereilung Deine Sache verderben könnte, weil diese Personen, zu denen Du gehen willst, Dir gewachsen sind,

und man übrigens noch nicht recht weiß, in welchem Grad man ihnen eine Schuld beimessen kann."

„Man weiß doch, daß ein Mord begangen wurde."

„Zugegeben, aber die näheren Umstände dabei sind ja noch ins tiefste Dunkel gehüllt."

„Man weiß gleichwohl, daß . . . daß . . ."

„Daß Dein einer Onkel, der jüngste von den drei alten Gebrüdern Kellner, des Verbrechens angeklagt worden ist . . . ganz richtig; inzwischen aber kann er nicht überwiesen werden."

„Mag sein, aber nach Gottes Rathschluß muß er, wenn er noch lebt und wirklich unschuldig ist, sein Leben unter der Last des entsetzlichen Argwohns wegen einer begangenen Blutschuld dahinschleppen."

Paul ging im Zimmer auf und ab.

„Im Uebrigen ..." sagte er dann . . . . „ist soviel klar, daß eine kühne Frauenzimmerintrigue gleich einer Schmarotzerpflanze sich hier um den Mord flicht, wie um einen blutigen Stamm. Und wenn auch mein Vater das Stillschweigen gar zu spät gebrochen und mir deßhalb den Sachverhalt nur unvollständig mitgetheilt hat, so weiß ich doch genug, um einzusehen, daß die Katastrophe mehr als ein einziges Verbrechen verbirgt."

„Du hast Recht, ja, ja."

„Verrathene eheliche Treue."

„Ha!"

„Betrogene Freundschaft und Verwandtschaft."

„Und . . . und . . ."

„Ich verstehe, unsre Gedanken begegnen sich; und diese zarte und unschuldige, durch verbrecherische Neigungen so zu sagen in die Welt geschmuggelte und schon in ihrer Geburtsstunde verlassene und verstoßene Kinder, die Erzeugnisse einer rohen sinnlichen Liebe, was hat man aus ihnen gemacht, was ist aus ihnen geworden?"

„Entsetzliche Fragen! Du hast einen wichtigen und großen Auftrag erhalten, Paul, als Dein Vater Dir die

Ermittelung all' dieser Gegenstände anvertraute. Mögest Du nur mit Deinem offenen und vertrauensvollen Charakter nicht selbst untergehen in dem Labyrinth, in das Du eindringen willst!"

„Ich fürchte nichts. Den Ariadnefaden besitze ich bereits und der Minotaurus wird von meiner Hand fallen . . . was liegt daran, wenn ich auch selbst im Kampf untergehen sollte? Ich hoffe dennoch das Beste . . . wir werden sehen."

„Gehe nichts destoweniger vorsichtig zu Werke, das ist immer das Rathsamste. Du findest, daß die Personen, die Dein Vater genannt hat, sich durch einen langjährigen achtungswerthen Lebenswandel allgemeines Vertrauen erworben haben und also nicht so leicht angegriffen werden können. Wenn man annimmt, daß sie Verbrecher sind, was der Himmel verhüten möge, so werden sie sich zu vertheidigen wissen; nimmt man dagegen an, daß sie es nicht sind, so stellst Du Dich selbst blos, insofern Du zu weit gehst. Uebereile Dich deßhalb nicht. Man thut weit besser, einen Pfeil in seinem Köcher zu sparen, als ihn unnöthig in die Luft zu verschießen."

„Verlaß Dich auf mich."

Roman hatte im Verlauf des Gespräches seinen Blick auf die Wand gerichtet, von der Paul vorher gesprochen.

„Ich empfinde ein unwiderstehliches Verlangen," sagte er, „die Arbeit sogleich zu beginnen."

Roman sah noch einmal Paul an.

„Und Du sagst," fuhr er fort, „daß Du auch für Dich selbst ein persönliches Interesse habest, das Geheimniß zu entschleiern?"

„Ja, Roman, ich habe das."

„Nun wohl denn ans Werk!"

Und Roman begann die Mauer zu untersuchen, während Paul in Gedanken über die Art und Weise, wie er vor den Personen aufzutreten hätte, die zu besuchen er jetzt im Begriff stand, seinen Spaziergang im

Zimmer auf und ab fortsetzte. Zuweilen blitzten seine Augen dabei, wie wenn er auf einen neuen Gedanken gerathen wäre; manchmal dagegen nahm seine Stirne einen Ernst an, wie wenn ihm etwas vorschwebte, das er nicht zu lösen vermöchte."

Das Schweigen währte indessen ununterbrochen fort.

Paul war theils vor so kurzer Zeit erst im Hotel angelangt, theils auch von seinen eigenen Gedanken so beschäftigt gewesen, daß er noch nicht ein einziges Mal einen Blick durchs Fenster geworfen hatte.

Ernste Pläne in seinem Haupte wälzend, blieb er vor demselben stehen, und sein Blick irrte auf der Straße umher.

In dem Putzmagazin gegenüber stand in diesem Augenblick Fanny, oder vielmehr, sie hatte von dem Augenblick an, wo sie die Rollvorhänge aufgezogen sah, die Ladenthüre nicht verlassen, sondern neugierig zum Fenster emporgeblickt, in der Hoffnung, etwas Wunderbares zu sehen, was sie so lange erwartet hatte.

Paul und Fannys Blicke begegneten sich auch zu gleicher Zeit und sie erkannten sich sogleich.

Fanny hatte ja Paul Gelegenheit verschafft, eine gute Handlung zu verrichten, d. h. sie aus einer augenscheinlichen Gefahr im Hafen zu retten, als sie nahe daran waren, vom Schiff Delphin überfahren zu werden, und Paul hatte ja Fanny das Leben wiedergeschenkt.

Ein Ausruf der Freude erscholl auch von Fannys Lippen, und Paul lächelte vergnügt, als er das hübsche Mädchen wiedersah.

Bei einem lebensfrischen Manne sind die Gedanken lebhaft und schnell vorübergehend. Der Augenblick schließt für ihn eine ganze Welt in seinem Schooß, wo Ernst und Scherz, Schatten und Licht neben einander gedeihen und beständig wechseln.

Die geringste Veranlassung reißt sehr oft sein Gemüth auf die eine oder andere Seite, und wenn in einem Augenblick eine tiefsinnigere Betrachtung seine ganze

Seele erfüllt und alle seine Gedanken in Anspruch nimmt, so wird er im andern von dem fröhlichen Gefühl fortgerissen, das die Gelegenheit hervorruft.

Es war für Paul eine wahre Freude, Fanny zu sehen, und er grüßte sie herzlich mittelst einer Handbewegung.

In diesem Augenblick hatte er seinen Vater und all die Leute, von denen er so eben gesprochen, sogar die Besuche, die er zu machen gedachte, vergessen.

Die Gefühle haben ihre Ebbe und Fluth so gut wie der Nil. Sie begräbt mit ihrer Woge manche Gedanken, um anderen Leben zu geben. Das Land wird vom Nil nicht verändert, ebensowenig als das Herz von den Gefühlen, aber es wachsen da doch immer neue Saaten.

Die Jugend ist glücklich, hauptsächlich deßhalb, weil ihr Gemüth immer neue goldene Ernten der Erfahrung gewinnt.

Fanny hatte sich zurückgezogen, um seinem Blicke zu entgehen, aber ihr hübsches Gesichtchen schien fortwährend hinter den Blumen, Bändern und Häubchen hervorzugucken, die zum Verkaufen im Fenster ausgestellt waren.

„Kann er etwa der Besitzer dieses Hauses sein?" dachte sie, „das wäre ja recht angenehm."

„Recht angenehm?" fügte sie gleichwohl nach kurzem Bedenken hinzu und sah dabei sehr nachdenklich aus, „vielleicht wäre es dennoch nicht so angenehm."

Paul blieb am Fenster stehen ... der Tag war so frisch und klar ... die Sonne schien so prächtig und ihre Strahlen fielen auf ihn. Inzwischen rollte die eine und die andere Equipage auf der Straße vorbei, während die Fußgänger sich hin und her bewegten. Von Neuem blickte er nach dem Fenster, an welchem Fanny saß, und er sah sie just jetzt unter einem grünen Myrthenkranz hervorgucken.

„Ein allerliebstes Geschöpfchen," murmelte er vor

sich hin. „Ich will doch einige Kleinigkeiten bei ihr kaufen ... es muß ein Vergnügen sein, mit ihr zu plaudern; ich kenne sie ja schon.“

Indem er auf solche Art mit seinen Gedanken unter holden und angenehmen Phantasieen umherschwärmte, blieb seine Aufmerksamkeit an dem Fenster gegenüber haften, das die gleiche Höhe mit demjenigen hatte, wo er stand.

Der Rollvorhang war herabgelassen und hinderte ihn, ins Zimmer zu sehen, aber er bemerkte, daß das Zeug sich bewegte, und er vermuthete, daß man ihn aufzuziehen gedenke. Er täuschte sich auch nicht, denn jetzt begann der Vorhang sich immer mehr zu heben, obschon es ungewöhnlich langsam von Statten ging.

Er sah gleichwohl bereits so viel, daß es eine Dame war, die sich damit beschäftigte, und aus dem geschmeidigen, bildschönen Wuchs zu schließen, der sich bereits zum größern Theil zeigte, hoffte er ein entzückendes Wesen zu sehen. Es war ihm daher unmöglich, seine Augen von der Gardine abzuwenden. Mit Ungeduld folgte er allen Bewegungen derselben und wunderte sich nur, daß sie so langsam hinaufgerollt wurde. Aber er begriff bald, daß die Schnur auf irgend eine Art sich verfangen hatte, weil er eine Hand erscheinen sah, welche sie los machen zu wollen schien. In der Hoffnung, noch mehr zu sehen, betrachtete er inzwischen das, was sich bereits zeigte: ihre Taille, Brust und Hals und das schneeweiße Händchen. Ein Kleid von weißem und blaugestreiftem Seidenzeug fiel in reichen Falten über die Taille hinab. Der Leib, der mit einer Schnibbe nach unten und einer nach oben sich erweiternden Falte versehen war, und Taille und Brust umschloß, war oben mit einer weißen brodiolen Tüllgarnirung eingefaßt. Der Busen ging ruhig und gleichmäßig unter der Arbeit, womit sie sich beschäftigte. Paul verweilte hier mit seinem Blick und bewunderte diese Sisyphusklippe Gott Amors, die sich nur hob, um sich

wieder zu senken. Um den sammtweichen Hals sah er die eine und andere schwarze Locke spielen. Der Contrast zwischen dem glänzenden, hellrothschimmernden Alabaster des Busens und dem schwarzen Glanz der Locken hob die Schönheit beider. Die Hand war wieder von der Gardine verschwunden, aber er hatte sie gesehen und Paul war, was er vorher nie gedacht hätte, ein großer Bewunderer schöner Hände geworden. Diese waren auch ausgezeichnet schön, weich, weiß und fein, beinahe durchsichtig, mit kleinen Grübchen in den Gelenken, weniger geschaffen, um etwas Nützliches zu thun, als um zu kosen und sich kosen zu lassen. Noch war es ihr nicht gelungen, die Gardine in die Höhe zu bringen, und noch verbarg diese Paul ihr Gesicht, aber in seinen Gedanken entwarf er sich bereits ein Bild davon. Um die schwarze Farbe des Haares zu mildern, wünschte er, daß sie blond, dunkelblaue Augen haben möchte, aber voll von einem klären Wasser, von dem unendlichen Glanz des Edelsteines, von Himmeln, die in sein Herz hinabsanken. Um den verborgenen Reizen, die ihm vorschwebten, während sein Blick auf den Formen ihrer Brust ruhte, Bedeutung und Leben zu geben, wünschte er, daß ihr Mund, das Brautbett der Küsse, frisch und glühend sein möchte. Die Gefühle, die in einem solchen Busen wohnen mußten, hatten ganz gewiß . . . er glaubte es nicht anders möglich . . . die schönsten Lippen zu Dolmetschern.

Man darf sich nicht wundern, wenn Paul ein wenig träumte, da er noch in den Jahren stand, wo nicht blos der reflektirende Verstand sich geltend macht, sondern Träume und Phantasieen sich in alles mischen wollen.

Dießmal sollte ihn jedoch seine Phantasie nicht täuschen.

Auf einmal wurde der Vorhang endlich hinaufgerollt, die unbekannte Dame stand in ihrer ganzen Gestalt vor ihm, und er fühlte sich überrascht, weil ihr Aussehen ganz so war, wie er es sich gedacht hatte; aber aus den Au-

gen strahlte der Himmel noch klarer, als er sich vorgestellt, noch reiner, als er zu träumen gewagt, und die Lippen lagen bei einander wie zwei halb schlummernde Rosen, welche der Westwind kaum mit einem Kuß zum Leben zu erwecken sich entschließen könnte. Er hatte ihre Figur gesehen, bevor er ihr Gesicht sehen konnte: er hatte also das Piedestal ohne die Büste, den Tempel ohne den Altar, die Erde ohne die Sonne gesehen; jetzt sah er auch die letztere und diese verklärte sie: Leben, Gesundheit, Frische und naive schalkhafte Freude strahlte ihm entgegen.

Sobald sie am Fensterpfeiler die Schnur festgemacht hatte, trat sie ans Fenster und warf einen Blick hinaus. Er traf den Blick Pauls. Auch sie hatte, wie alle andern, an den vorhergehenden Tagen nur den weißköpfigen Brauner am Fenster gegenüber gesehen, und zu ihrer Ueberraschung sah sie jetzt einen Mann mit frischer, jugendlicher und anmuthsvoller Miene.

Paul konnte seinen Blick nicht von ihr abwenden. Sie schien sich ebensowenig von ihrer Verwunderung erholen zu können.

Inzwischen stieg gleichwohl auf einmal die Röthe in beider Wangen. Waren es wohl ihre Herzen, die auf solche Art telegraphirten, daß sie von den gegenseitigen Blicken getroffen wurden? Ein Lächeln gleich einem Sonnenstrahl flog über die Lippen der Dame, und dasselbe Lächeln schien sich auch ihm mitzutheilen. Spiegelte sich auf diese Art irgend ein fröhlicher Gedanke ihrer Seelen wieder? Schnell zog sie sich indeß zurück, gleich als wäre sie vor ihm oder auch vor sich selbst erschrocken.

Aber Paul verließ das Fenster nicht. Er schloß statt dessen seine Augenwimpern, um in sich selbst ihr Bild wieder hervorzurufen, und er fand es gleich schön und rein in seinem Herzen wieder.

Eine Weile verging, während er auf solche Art seine

Wimpern, diese Brauthimmel des warmen Herzens und reinen Gemüths, über seinem Inneren ruhten.

Plötzlich wurde er indeß aus seinen Träumereien durch ein heftiges Gepolter oder Gerassel geweckt, und zu gleicher Zeit rief Roman ihn beim Namen.

„Komm her, Paul, ich habe es gefunden . . . sieh hier . . . sieh hier.“

Roman hatte fortwährend die Wand nach allen Seiten untersucht. Dabei kam es ihm unglaublich vor, daß die Papiere eingemauert sein sollten, sondern er dachte sich, irgend ein geheimes Kästchen oder Thürchen müsse in der Wand sein, wiewohl so genau eingepaßt, daß ein Ungeweihter es nicht leicht entdecken könnte. Er bemerkte auch, daß das Getäfel in Vierecke eingetheilt war, und daß jedes Viereck abwechselnd sich hob und senkte, ferner daß die Mitte jedes Vierecks eine gemalte Rosette hatte, in welcher ein Messingknopf sich befand. Und seiner Eingebung gehorchend, begann er jetzt auch auf die Rosetten zu drücken und daran zu schieben, jedoch ohne Erfolg. Von den Rosetten selbst ging er bald zu den Messingknöpfen über, und er brauchte sich nicht lange damit abzugeben, bis er fühlte, daß einer von ihnen nachgab . . . Je mehr er nachgab, um so beharrlicher fuhr er fort daran zu drücken, und jetzt sah er mit Freuden, wie eines der Vierecke des Getäfels sich von den übrigen zu trennen anfing und endlich rasselnd niederfiel, wie die Klappe eines gewöhnlichen Schreibpults.

Außer sich vor Vergnügen, rief er Paul.

Paul wandte sich um und mit einem Freudenruf eilte auch er hin, um die Entdeckung zu betrachten, die Roman gemacht hatte.

Das Innere des in die Wand eingesetzten Pultes war von schwarzem Ebenholz und die vielen kleinen Laden darin waren sämmtlich mit Beschlägen von vergoldetem Silber versehen, obschon der Glanz in Folge des Alters jetzt nicht mehr besonders lebhaft war.

„Es unterliegt keinem Zweifel," sagte Roman, „daß wir hier finden müssen, was wir suchen."

„Wie glücklich bin ich, Roman, daß ich Dich an meiner Seite habe," bemerkte Paul. „Du bist die Ruhe und Besonnenheit selbst. Du handelst, während ich phantasire."

Roman antwortete nicht; er war bereits damit beschäftigt, die Laden zu untersuchen.

In der einen fand man einige Bänder und Sterne, von denen man denken konnte, daß sie zu einer Art von Ordensverbindung gehörten.

In der andern traf man verschiedene Karten, worauf Devisen allerlei Inhalts, wie auch verschiedene fremde Zeichen und Figuren zu sehen waren.

In der dritten lagen einige Masken, aber auf eine lächerliche und sonderbare Art bemalt, beinahe wie wenn sie tätowirt wären.

Jede Lade enthielt etwas, aber alles zusammen war, wie es schien, von unbedeutendem oder geringem Werth, und ganz und gar nichts von dem, was sie suchten.

„Sonderbar," bemerkte Paul; „es sieht aus, als ob wir nichts finden sollten."

„Gib die Hoffnung nicht auf. Wir sind jedenfalls dem Geheimniß auf der Spur, und ich glaube, daß es nicht mehr so ferne liegt. Ich bin überzeugt, daß sich irgend eine verborgene Schublade hier vorfinden muß; laß uns nur unsre Nachforschungen hier fortsetzen."

Sie unterließen dieß auch nicht, aber ohne daß irgend etwas ihre Versuche aufmunterte.

Roman verlor inzwischen den Muth nicht. Die Hoffnung, sagt man, ist das letzte, was der Mensch verliert, der Muth wetteifert mit der Hoffnung, um das letzte in der Seele eines Seemannes zu sein.

„Sieh, Paul," sagte er endlich, „jetzt errathe ich, wie das Ding zusammenhängt."

„Laß hören."

„Der ganze innere Theil dieses Pultes läßt sich gewiß herausnehmen."

Man versuchte es auch sogleich, aber es gelang nicht.

„Der Teufel solls holen," brummte Paul, dessen Geduld nicht groß war.

„Fluche nicht," ermahnte Roman, „Du wirst bald sehen, daß es ohne Hülfe des Satans geht."

Roman hatte nämlich zwei kleine stählerne Nägel, einen auf jeder Seite des Aufschlags, entdeckt und vermuthete, daß Federn unter denselben verborgen sein könnten.

Er hatte nicht Unrecht.

Als er auf die zwei stählernen Nägel drückte, gaben sie nach, und als er in demselben Augenblick an dem Pult zog, kam dieser mit.

„Siehst Du, Paul, siehst Du? Nicht mit Gewalt, sondern mit guten Worten und Geduld muß man ein so verworrenes Garn zu entwirren suchen.

Und als er dabei in die Vertiefung hinter dem Pult blickte, glaubte er zu entdecken, was er suchte.

„Papiere," rief Paul in diesem Augenblick, „Papiere!"

Der Ruf klang Romans Ohren so lieblich, wie nach einer schweren Fahrt der Ruf Land am Bord erklingt.

„Gott sei Dank," sagte er, wir haben sie also gefunden."

Bald zogen sie aus der Vertiefung einen Pack nach dem andern hervor; aber man konnte dabei leicht bemerken, daß Roman, so ruhig er gewöhnlich schien, doch jetzt sogar heftiger und eifriger war, als Paul selbst, ob es nun daher kam, daß Pauls früher bewiesenes Interesse sich etwas abgekühlt oder mit einem andern vermengt hatte, seit er die schöne Unbekannte gesehen, oder daß Roman ein größeres Interesse bei der Sache hatte, als er zeigen wollte.

Mit der größten Genauigkeit untersuchte er die Ver-

tiefung, gleich als fürchtete er, es könnte noch etwas vergessen sein oder verloren gehen.

Sobald sie alle Papiere vor sich auf dem Tisch liegen hatten, fügten sie den herausgezogenen Pult wieder ein und stellten alles wieder in die alte Ordnung.

Kaum waren sie damit fertig, als auch Brauner wieder eintrat.

„Ist der Wagen angespannt?“ fragte Paul, der glaubte, daß er jetzt hereinkomme, um ihn davon in Kenntniß zu setzen.

Während Brauner die Frage beantwortete, warf Paul einen Blick durch das Fenster über die Straße hinüber, um zu sehen, ob die schöne Unbekannte sich zeige, und er bemerkte zu seiner Freude, daß sie sich eben jetzt hinter der Gardine vorbeugte, aber schnell zurücktrat, als sie sich bemerkt sah.

Brauners Antwort war inzwischen für ihn verloren gegangen.

„Wer wohnt in dem Hause gegenüber?“ fragte er jetzt Brauner.

„General Rosenpalm.“

Paul zuckte zusammen, als er den Namen hörte, und wandte sich an Roman.

„Das ist ja einer von denen, die mein Vater bezeichnet hat,“ sagte er.

„Auf der Liste steht kein General Rosenpalm, wohl aber ein Oberst dieses Namens; er ist der dritte in der Reihe.“

Paul nahm die Liste und schaute sie durch. Sein Herz stand dabei still. Er athmete kaum.

Halblaut las er:

„Graf Curt Strahl, Baron Krook, Oberst Rosenpalm, Großhändler Hermann Kellner, Herr Stellan Kellner und der Jude Abraham.

„Richtig . . . mein Vater nannte auch ein Frauen-

zimmer, aber seine Stimme war bereits gebrochen . . . und ich konnte den Namen nicht recht unterscheiden."

Paul fuhr mit der Hand über die Stirne und schien über etwas unruhig zu sein.

Aber bald richtete er sich wieder gerade auf, gleich als wollte er ein aufkeimendes inneres Gefühl ersticken.

Brauner, der inzwischen von Roman genau beobachtet wurde, verzog keine Miene.

„Kennen Sie einen von diesen? fragte er hierauf Brauner.

Ein schnell verschwindender Farbenwechsel im Gesichte des Alten bezeugte, daß diese Frage ihm nicht ganz gleichgültig war.

„Ich kenne sie sehr gut," antwortete Brauner, „d. h. ziemlich gut," verbesserte er sich.

„Sie leben noch?"

„Ja. Die Tochter des Grafen Curt ist mit Hermann Kellners Sohn Franz verheirathet. Baron Krook hat neuerdings sein Gut Großsmestad an den Letzteren, nämlich an Franz Kellner, verkauft und ist dieser Tage in die Hauptstadt gezogen. Oberst Rosenpalm ist in den letzten Jahren zum Generalmajor avancirt."

Ein schmerzlicher Ausdruck zeigte sich in Pauls Gesicht.

„Und das ist die Tochter des Generals, die hier bei ihm wohnt? Wie heißt sie?"

„Jaquette."

„Es ist wohl diese da, die so eben ein wenig hervorguckte?"

Und er deutete dabei gerade über die Straße hinüber.

„Diese? Ja, ja, sie war es."

Paul konnte nicht umhin, noch einen Blick durch das Fenster zu werfen, aber dieser Blick strahlte nicht mehr von Entzücken und Freude. . . . Er verließ jetzt seinen Platz und ging im Zimmer auf und ab.

„Hermann Kellner," fuhr Brauner fort, ohne Pauls Zerstreutheit zu bemerken, „hat sich von den Geschäften

zurückgezogen und findet jetzt seine Freude an der Thätigkeit seines Sohnes. Stellan Kellner dagegen . . ."

„Ihn kenne ich wohl, Brauner, er war mein Vater."

„Dann bleibt nur noch der Jude Abraham übrig, und von ihm hat man alles gesagt, wenn man sagt, daß er der größte Wucherer des Reiches ist."

Paul hörte nicht mehr auf den Alten. Er hatte etwas erfahren, was ihn zu beunruhigen schien.

Ohne daran zu denken, begab er sich nichts desto weniger wieder ans Fenster.

Ihm gegenüber saß Jaquette jetzt an einem Stickrahmen und stickte in Gold und Perlen.

Noch glühten ihre Wangen.

Im Ladenfenster lächelte Fanny ihm entgegen.

„Soll der Wagen vorfahren?" fragte Brauner.

Paul antwortete nicht.

Roman, der im Anfang ihres Gesprächs Pauls Lebhaftigkeit einen Hemmschuh anlegen zu müssen geglaubt hatte, verwunderte sich höchlich über die Veränderung, die mit seiner Stimmung jetzt vorgegangen zu sein schien.

Eine augenblickliche Pause entstand, während welcher Romans und Brauners Augen sich mit einem Ausdruck der Verwunderung begegneten, aber bald wandte Paul sich wieder um.

„Ich glaube, Sie fragten mich, Brauner, ob der Wagen vorfahren solle. Was soll ich thun, Roman? Da wir jetzt die Papiere haben, wäre es vielleicht das Beste, sie sogleich zu durchlesen, bevor ich andere Maßregeln ergreife, die ich möglicherweise später mißbilligen müßte."

„Gut gesprochen, Paul; ich billige dies . . . das ist immer meine Ansicht gewesen."

So ruhig Paul sprach, so unruhig klopfte gleichwohl sein Herz.

„Lassen Sie also wieder ausspannen . . . warten

Sie ein wenig ... hat Jack sich noch nicht sehen lassen? Aber es ist wahr, Sie können ihn nicht kennen, lieber Brauner; er ist inzwischen in meinem Dienst und Sie können ihm, wenn er sich meldet, die zwei Zimmer Ihnen gegenüber anweisen, so daß er seine Fenster auf die Straße hinaus hat ... dadurch wird ihm das Vergnügen zu Theil, beständig seine schöne Fanny ansehen zu können."

„Es soll geschehen."

Brauner entfernte sich und Paul warf noch einen Blick durch das Fenster ... seine Augen flammten dabei ... das Blut schwand aus seinen Wangen und eine Wolke schwebte über seine Stirne.

Was hatte er gesehen?

Eine schöne männliche Gestalt an Jaquettens Seite.

Bald wandte er sich mit einer heftigen Bewegung vom Fenster ab und nahm an Romans Seite Platz, um die Papiere zu durchschauen.

Er schien ruhig; war er es auch?

Kaum hatte er jedoch Platz genommen und einen Blick auf die vor ihm liegenden Akten geworfen, so sprang er wieder vom Tische auf.

Roman sah ihn verwundert an.

„Nein, Roman," sagte er, „heute nicht ... nein, nein ... ich bin heute nicht in der Stimmung, etwas zu thun ... ich muß hinaus ... es ist mir unmöglich, hier zu bleiben ... hier ist es so schwül ... hier ist es so eng ... ich will hinaus ... hinaus ... mein Herz klopft so heftig und in meiner Seele wimmelt, ich weiß selbst nicht recht was ... verzeihe mir."

Dabei schob er mit Heftigkeit den Tisch von sich und ergriff eine Klingel.

Bei ihrem Ton trat Brauner wieder ein.

„Lassen Sie sogleich ein Pferd satteln," befahl Paul.

Noch einmal warf er einen Blick durch das Fenster.

Jaquette lächelte jetzt dem fremden Manne entgegen

und Paul fuhr mit der Hand über die Stirne . . . er wußte nicht recht, warum.

Da senkte er seinen Blick auf den Putzladen hinab.

Zwischen den Blumen lächelte noch Fanny . . . nur ihm selbst entgegen.

Einen Augenblick später saß er zu Pferd und der flinke Renner eilte mit ihm der Königinstraße zu.

Brauner war in das Zimmer zurückgekommen, wo Roman sich befand. Als sie den Ton der Roßhufe verschwinden hörten, sanken der bewährte Seemann und der grauhaarige Portier einander in die Arme.

„Bist Du jetzt zufrieden, lieber Brauner?“ fragte der erstere.

„Mein Gott, sollte ich es nicht sein?“ antwortete dieser, „er ist ja hier.“

Eilftes Kapitel.

Das nördliche Correktionshaus. Die schwarze Charlotte.

Der Löwe hatte seinen Plan, der schwarzen Charlotte Gelegenheit zur Flucht aus ihrem Gefängniß zu verschaffen, nicht übel ausgedacht.

Er hätte allerdings auf eine gewöhnlichere Art, als dadurch, daß er sich von Frau Buchholz eine Bötin erkaufte, Charlotte von seinem Plan unterrichten können, aber er wollte eine zuverläßige sichere Botschaft haben und wählte daher lieber dieses Mittel.

Sonst wäre es ihm sehr leicht gewesen, für ein Paar

Reichsthaler irgend Jemand vom Aufseherpersonal des Kastenhofgefängnisses zu erkaufen und sich mit einer Gefangenen in Verbindung zu setzen, die zur Correktionsstrafe verurtheilt worden: das allergewöhnlichste Mittel, wodurch die Gefangenen sehr häufig eine beständige Correspondenz mit ihren Freunden außerhalb des Gefängnisses unterhalten.

Eines von den Mädchen der Frau Buchholz . . . Agnes . . . ging mit Vergnügen auf den Vorschlag ein, weil sie sich nicht blos verpflichtet glaubte, einer Freundin einen Dienst zu erweisen, sondern weil sie auch auf diese Weise mehr verdiente, als auf irgend eine andere.

Agnes stand bald vor dem Polizeicommissär, der Landstreicherei angeklagt.

„Streichst Du nicht jetzt schon wieder auf den Straßen herum?“ redete er sie an. „Hast Du nichts Anderes zu thun?“

„Nein, gnädiger Herr Landrichter.“

„Du bist jung und gesund, Du solltest Dich besser aufführen und Dir einen Schutz schaffen.“

„Das ist unmöglich, königlicher Herr Landrichter, sofern nicht Ew. Hochwohlgeboren selbst mich in Ihren Schutz nehmen wollen.“

Der Polizeimann lächelte.

„Nun ja,“ sagte er, „ich gebe allen denjenigen Schutz, die sich an mich wenden . . . aber nur in den Gefängnissen. Du bekommst acht Tage, versteht sich im Kastenhofgefängniß . . . um Dir einen gesetzlichen Schutz zu verschaffen; bekommst Du einen solchen innerhalb dieser Zeit nicht, so wirst Du in das Correktionshaus abgeführt.“

„Danke allerunterthänigst, hochwürdiger Herr Polizeicommissär.“

„Schon gut . . . führet sie ab . . .“

Es ist eigenthümlich genug, daß man ein schutzloses

Wesen einsperrt und ihm die Verpflichtung auferlegt, sich Schutz zu verschaffen; aber es geht nun einmal so zu.

Nach acht Tagen stand Agnes wieder vor der Polizei, und da sie auch jetzt wie das erstemal sich als schutzlos erklärte, so wurde sie in das Correktionshaus abgeführt.

Das nördliche und das südliche Correktionshaus in der Hauptstadt haben in den letzten Jahren, besonders im letztverflossenen, große Veränderungen und unläugbar auch bedeutende Verbesserungen erfahren.

Das nördliche Correktionshaus bestand früher in zwei von einander unabhängigen Abtheilungen. Die eine wurde von dem Spinnhaus gebildet und war blos für Weiber bestimmt; die andere, oder das Schmidhofgefängniß, war ein allgemeines Landes-Untersuchungsgefängniß von sehr harter Art, so wie unsere ältern Gefängnisse gewöhnlich waren.

Mit dem Schmidhofgefängniß ist im Anfang des verflossenen Jahres eine große Reparatur vorgenommen worden; man hat es mit dem Spinnhaus verbunden, und jetzt wird es ausschließlich für Weiber gebraucht.

Gleichzeitig damit wurden die Gefangenen nach den verschiedenen Verbrechen qualificirt und zusammen eingetheilt. Vollkommen consequent läßt sich übrigens dies nicht immer durchführen. Ferner wurde alle männliche Bedienung verabschiedet und der Wachtdienst von demselben Geschlechte versehen, dem die Verbrecher angehören. Viel Sittenlosigkeit und manche Intrigue sind dadurch verschwunden. Außer den Vorsteherinnen, welche der Staat bezahlt, wie er früher die Aufseher bezahlte, hat

jedes Zimmer eine unter den Verbrecherinnen selbst ausgewählte Untervorsteherin, die in erster Linie für die Ordnung verantwortlich ist, und diese Einrichtung hat sehr viel dazu beigetragen, einen bessern Geist einzuführen.

Als Beleg dafür mag erwähnt werden, daß, als der Verfasser dieser Arbeit das Gefängniß besuchte, kurz vorher folgendes Ereigniß sich zugetragen hatte.

Ein Weib ... der Name ist uns entfallen ... das wegen Kindsmords zu einer gewissen Anzahl Jahre Zuchthaus verurtheilt worden, wurde bei der Ankunft im Gefängniß mit Personen zusammengebracht, die wegen Herumstreicherei und geringeren Diebstählen gefangen saßen.

Sie sah verschlossen, sonst aber stark und frisch aus; sie schien beschränkten Verstandes zu sein und beschäftigte sich nur mit einer einzigen, durch ihre Gewissensbisse hervorgerufenen fixen Idee, nämlich sterben zu dürfen.

Im Gefängniß begegneten ihr die Kamerädinnen mit Spott und Hohn: sie wiederholten beständig, sie selbst hätten kein Verbrechen begangen, sondern seien nur schutzlos; sie aber habe sich als Kindesmörderin einer großen Sünde schuldig gemacht.

Dadurch tief leidend, erbat sie sich als Gnade, in diejenige Abtheilung des Gefängnisses versetzt zu werden, wo die Kindesmörderinnen wohnten; aber dies wurde ihr verweigert, weil ihr Urtheil nicht in der Art lautete, daß man sie dorthin versetzen konnte.

Der Wunsch, ihr Leben los zu werden und sich von ihren gegenwärtigen Kamerädinnen zu befreien, machte sich immer stärker bei ihr geltend, und um ihr Ziel zu erreichen, beschloß sie, die Vorsteherin zu ermorden.

Auf irgend eine Weise gelang es ihr auch, sich ein Messer zu verschaffen, und sie verbarg sich eines Tags hinter einer Thüre, um ihr Vorhaben auszuführen.

Die in den Verbrecherannalen der Hauptstadt so be-

kannte Julie war damals Untervorsteherin in diesem Zimmer.

Durch ihre Aufmerksamkeit und Kühnheit wurde das Leben der Vorsteherin gerettet.

Die Unglückliche wurde wegen dieses Mordplans zur Strafzelle verurtheilt und hegte noch in dem Augenblick, wo wir sie sahen, keinen andern Wunsch, als den, zu den Kindesmörderinnen versetzt zu werden; weil diese nicht besser seien, als sie selbst, und deshalb auch keinen Grund hätten, sie herabzusetzen.

Das Verbot, mit einander zu sprechen, in Folge dessen jetzt ein ewiges Schweigen in diesen großen und zahlreich bevölkerten Sälen vorherrscht, ist allerdings eine moralische Fessel, einer der herrlichsten Eigenschaften angelegt, welche die Vorsehung dem Menschen ertheilt hat und mittelst deren er sich so wesentlich über das Thier erhebt, deßungeachtet aber ist dies eine wohlthuende Strafe, welche den Verbrecher zu sich selbst, zu seinem Herzen und seinem Gewissen zurückführt. Dieses Schweigsystem ist ein zweites Zellensystem von gänzlich geistiger Beschaffenheit. Der Verbrecher wird dadurch in die Gefängnißzelle seiner eigenen Gedanken, seiner eigenen Seele eingesperrt. Er wird in sich selbst verhaftet. Es ist ein anderer Zustand der Selbstbeobachtung, worin er versetzt wird, und können je Nachdenken und Gewissen in ihm noch geweckt werden, so muß es wohl auf diese Art geschehen; nur auf diese Art kann seine Seele zur Wiedergeburt gelangen.

Die ersten Folgen dieses Schweigsystems sind eine Ordnung und eine Arbeitslust, die bei den Meisten beinah bis zur Leidenschaft steigt.

Die Arbeit wird hier die einzige Zerstreuung des in sich selbst eingeschlossenen Gedankens. Viele geben sich ihr mit einem Fleiß und Eifer hin, worüber sie die ganze Welt zu vergessen scheinen, und diese Arbeit ist auch in materieller Beziehung nicht ganz undankbar, weil nach

Beendigung der für Rechnung der Krone bestimmten Wochenarbeit die Gefangenen, wenn auch zu herabgesetzten Preisen, für jede Mehrarbeit Bezahlung erhalten; dieses Geld wird ihnen von den Gefängnißbeamten aufbewahrt, bis ihre Strafzeit vorüber ist und sie wieder entlassen werden.

Das südliche Correktionshaus, worin nur Männer sind, ist ebenfalls mit Anfang oder der Mitte des letztverflossenen Jahres nach denselben Principien organisirt, und die Resultate sind ungefähr dieselben, ohngeachtet die Arbeitsamkeit und Reinlichkeit der Weiber bei weitem größer ist, als bei den Männern.

Auf den Grund der Kenntniß, die wir uns von diesen Strafanstalten erhascht haben, können wir, ohne blos ein fades Kompliment zu sagen, hinzufügen, daß die Beamten, denen die Oberaufsicht jetzt anvertraut ist, nicht blos mit strengem Ernst, sondern zugleich mit großer Umsicht und erträglicher Milde ihre Pflichten erfüllen, was auch von Seiten der Gefangenen sichtbare Achtung, Aufrichtigkeit und Ergebenheit zur Folge hat.

Sowohl in der Reorganisation der Gefängnisse, wie auch und ganz besonders in der Wahl ihrer Beamten, hat die Regierung eine rühmliche Thätigkeit an den Tag gelegt, und wenn auch der Charakter der gegenwärtigen Periode darin besteht, alles von verschiedenen Seiten zu betrachten, so wird ganz sicherlich die Zukunft über den eben berührten Punkt nur ein einziges Urtheil fällen.

Am Ende der Königinstraße, wenn man an dem großen Lokal des Gartenvereins vorbeigekommen ist, wo der Conditor Davidson sein prachtvolles, allerliebstes

Etablissement angelegt hat, beginnt eine Quergasse links, genannt die Schmidhofgasse. Diese ganze Gasse entlang und rechts von ihr erstreckt sich ein weitläufiges Quartier, wo die Kindheit und das Alter, die Unschuld und das Verbrechen ihre Scylla und Charybdis haben; den obersten Theil des Quartiers bildet das allgemeine Findlingshaus, den untersten das nördliche Correktionshaus, früher Schmidhofgefängniß genannt. Wie manche, die in Unschuld und Frieden ihre ersten Tage in dem ersteren zugebracht, haben nicht einige Jahrzehnte später schuldbelastet ihr Leben in dem letzteren beendigt!

Obschon von der Armuth oder dem Verbrechen, vom Elend oder Leichtsinn zur Welt erzeugt, können alle diese Kinder, die auf dem großen Burghof des allgemeinen Findelhauses spielen oder Bett an Bett in den geräumigen Sälen desselben schlummern, mehr als Kinder Gottes und des Staates betrachtet werden, als andere: denn sie kennen keinen Vater außer Gott und keine Mutter außer dem Staat.

Zwischen ihnen und einem besondern elterlichen Hause, wie zwischen ihnen und ihrer Zukunft ruht ein undurchdringlicher Schleier. Das Einzige, das bezeugt, was sie gewesen sind und woher sie stammen, wenn sie in die Welt hinausgehen, ist das Stückchen Blei, das man ihnen um den Hals hängt; es ist ihr Schildzeichen, ihr einziges Vater- und Muttergut. Wie viele von ihnen findet man nicht nach einem halben oder nach längerem Lebensalter im Correktionshaus wieder, nachdem der Eigennutz, um das Jahrsgeld zu erhalten, das der Staat für jedes ausgelöste Kind bezahlt, sie übernommen hat. Das ganze Leben der Mehrzahl scheint beinah nur in einer vieljährigen Arbeit zu bestehen, deren Zweck ist die Mauer zu überklettern, welche die beiden Anstalten trennt.

Agnes wurde aus der Polizei direkt in das Correktionshaus geführt. Als sie an dem Findelhaus vorbei-

kam, war es ihr unmöglich, den Seufzer zu ersticken, der sich aus ihrer Brust hervordrängte.

Auch sie war ein Findelkind gewesen.

Durch das große Thor des Correktionshauses hereingekommen, wurde sie in vierzehntägige Quarantainezelle gesetzt, eine Einrichtung, der sich jeder Gefangene unterwerfen muß. Sie hatte sich diesen Zeitverlust nicht berechnet, und er kam ihr daher um so härter vor. Inzwischen wurde sie mild behandelt und zählte jeden Tag, der kam, bis sie endlich jede Stunde und zuletzt auch jede Minute zählen konnte.

Als man ihr ihre eigenen Kleider abnahm und das weiße Leinwandkleid anlegte, das alle weibliche Gefangenen bekommen, da war es ihr, als hätte sie ihr Leichenkleid angezogen, und ein kalter Anhauch machte gleich einem Todesgedanken ihr Blut auf einen Augenblick zu Eis.

Das Bedürfniß, zu gefallen, ist ein natürlicher und angeborener Instinkt des Weibes. Ohne dieses Bedürfniß würde ihr einer der schönsten Reize der Weiblichkeit fehlen, denn der Wunsch, zu gefallen, ist die nie versiegende Quelle der Liebenswürdigkeit, wodurch sie so bezaubernd wird.

Es dürfte vielleicht Manchen etwas fabelhaft vorkommen, daß man von Gefallsucht spricht, wenn man sich auf einem Besuch im Correktionshaus befindet, aber in diesem wie in andern Fällen hört die Strafgefangene nicht auf, eine Tochter Evas zu sein.

Vierzehn Tage lang war Agnes auch nur mit ihrem Aufputz beschäftigt. Sie veränderte ihre weiße Jacke, so daß sie ihr wie angegossen saß; sie kämmte ihr langes braunes Haar und legte ihr weißes Kopftüchlein in tausend neue Falten.

Als charakteristische Anekdote von Gefallsucht im nördlichen Correktionshaus mag hier folgende Episode einfließen, obschon sie eigentlich unsere Erzählung nichts angeht.

Ein Mädchen von frischem und sehr anmuthigem Aeußeren, zum drittenmal wegen Diebstahls verurtheilt, hatte, nachdem sie sich einige Zeit in der Anstalt befunden, einer ihrer Kamerädinnen ein Leintuch gestohlen und wurde deshalb zur Strafzelle verurtheilt.

„Du hast Dir da schöne Weihnachten bereitet," sagte der Zuchthausdirektor, „wenn man nicht Gnade für Recht ergehen lassen will."

Das Mädchen schwieg, brach aber in Thränen aus.

„Du hast oft gestohlen," bemerkte er.

Sie antwortete nicht, sondern weinte blos.

„Aber wie kommt, es daß Du so ganz den Verstand verloren hast? Du siehst doch, daß Du nothwendig entdeckt werden mußt, und Du kannst Deine schon jetzt harte Lage dadurch nur verschlimmern."

Sie beharrte auf ihrem Schweigen, während ihre Thränen flossen.

„Du mußt doch wohl auf irgend eine Art bei Dir selbst die Sache überlegen, ehe Du Dich entschließst, zu stehlen. Sei aufrichtig!"

„Böse Gedanken," antwortete sie jetzt, „erwachen in mir."

„Aber sahst Du denn nicht, daß Du entdeckt werden mußtest, als Du das Leintuch stahlst, zumal da Du es einer Kamerädin nahmst und ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen konntest?"

„Ach ja, ich sah es wohl ein."

„Und dennoch . . . aber was wolltest Du denn mit dem Leintuch machen?"

„Ich wünschte . . ."

„Was wünschtest Du?"

„Ein Schnürleibchen."

Eine Stunde später kam ich an ihrer Zelle vorbei und öffnete den kleinen Schieber an der Thüre. An die Wand gelehnt und mit den Händen vor ihrem Gesicht, weinte sie bittere Thränen.

Sie zählte erst neunzehn Jahre.

Eines Samstags Morgens wurde Agnes aus ihrer Zelle entlassen und in die Abtheilung der Landstreicherinnen gebracht.

Was sie jetzt sah, war für sie ein neues Gemälde: überall fand sie Ordnung, Reinlichkeit und Arbeitsamkeit. Sie hatte sich das Gegentheil gedacht und war erstaunt.

An ein unordentliches, träges und leichtsinniges Leben gewöhnt, athmete sie anfangs schwer unter diesen beständig rasselnden Webstühlen, surrenden Spinnrocken und den Näherinnen, die kaum Zeit zu haben schienen, von ihrer Arbeit aufzublicken.

Sie wußte jedoch, daß sie nur kurze Zeit hier zu verbringen hatte, und das freute sie jetzt mehr, als je.

Nachdem sie sich von ihrem ersten Erstaunen erholt, dachte sie jedoch an alles andere weniger, als an den Zweck ihres Besuchs, nämlich die schwarze Charlotte zu treffen.

Die schwarze Charlotte war wegen Kindesmords zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt.

Agnes hoffte sie zur Mittagszeit zu treffen, aber es gelang ihr nicht.

So kam der Sonntag und sie begab sich mit den Uebrigen in den Gottesdienst.

Die Kirche ist ein sehr geräumiger Saal mit doppelten Bankreihen und einem eisenfarbig angestrichenen Chor.

Mitten auf dem Altar befindet sich ein vergoldetes, allsehendes Auge, und auf der einen Seite die zwei Tafeln mit den zehn Geboten, auf der andern ein aufgeschlagenes Buch. Ueber dem Altar ist die Kanzel. Ein vergoldeter Engelskopf trägt den Kanzelpult und der Prediger tritt von der Sakristei durch eine Thüre ein, die mit rothen Vorhängen bedeckt ist.

Agnes hatte lange keine Kirche mehr besucht, und der Gottesdienst machte einen tiefen Eindruck auf sie, ohne daß sie deshalb den Grund vergaß, warum sie hiehergekommen war.

Auf den unteren Bänken links vom Eingang sitzen die Kindesmörderinnen. Die Vagabunden dagegen sitzen rechts am Chor.

Agnes veranstaltete es so, daß sie zu äußerst am Gang zu sitzen kam, und sie hoffte auf diese Art leicht diejenige, die sie suchte, sehen und ihr ein geheimes Zeichen geben zu können.

Aber obschon ihre Blicke genau alle einzelne Gefangenen musterten, so konnte sie die schwarze Charlotte nicht entdecken.

Beim Hinausgehen aus dem Tempel erfuhr sie jedoch, daß Charlotte sich im Krankenhaus befinde, wo sie als Untervorsteherin angestellt sei.

Diese Nachricht freute sie und sie erkrankte jetzt sogleich auch, so daß sie am folgenden Tag ins Krankenhaus abgeliefert wurde.

Wie sie in den Zimmern, die sie bereits besucht, Arbeitsamkeit und Ordnung gewahrt hatte, so fand sie im Krankenhaus sogar ein gewisses Behagen.

Man lebte da freier und hatte Gelegenheit, leichter und unbewachter sich einander mittheilen zu können.

Als sie in den großen Saal trat, waren Rekonvalescentinnen damit beschäftigt, denselben aufzuräumen.

An der obern Seite des Saales entlang standen

die Krankenbetten mit einem größeren, freien Zwischenplatz, mitten im Zimmer.

Dieser freie Platz schien vor allen Dingen den Gegenstand ihrer ordnenden Vorsorge zu bilden. Sie waren krank und wollten sich doch mit etwas beschäftigen.

Drei oder vier der Verbrecherinnen lagen hier auf den Knieen, den Kopf vorwärts gebeugt und die Hände damit beschäftigt, kurz gehackte Tannenzweige in gewisse kleine Formen zu legen.

Alle diese Weiber waren in einem Alter von 20 bis 30 Jahren, nicht mehr.

Seitwärts von ihnen stand ein Mädchen von gewöhnlicher Größe, aber mit festen und wohlgebildeten Formen. In der Hand hielt sie einen Korb voll Tannenzweigen und warf den Arbeiterinnen je nach ihren Bedürfnissen eine Hand voll zu.

„Die Reihe ist an mir heute, die Hoffnung legen zu dürfen," rief eines der Mädchen.

„Und an mir die Liebe," rief eine andere.

„Und an mir der Glaube."

„Und ich darf die Engel machen."

„Da hast Du die Zweige zur Liebe."

„Du gibst mir zu wenig; das reicht nicht aus."

„Ich kann nicht mehr geben. Da hast Du eine Hand voll zum Glauben."

„Du bist heute geizig."

„Seht selbst, der Korb ist beinah leer. Ihr müßt mit altem Tannenreis ausfüllen. Da hast Du auch zur Hoffnung. Die Engel und der Blumentopf müssen doch auch etwas haben."

„Wir bekommen also nichts zu den Vierecken und der Einfassung?"

„Ich kann nicht mehr geben, als ich habe."

„Aber Du hast noch Etwas übrig; Du kannst uns das alles geben."

„Das kann ich nicht . . . ich will heute auch etwas legen.“

Das Mädchen mit dem Korb am Arm hatte ein ganz ungewöhnliches Aussehen. Schlank von Wuchs und voll von Busen, besaß sie in ihren Bewegungen eine Geschmeidigkeit, die von einer außerordentlichern Energie zeugte. Ihre Stimme war klar und rein, ihre Ausdrucksweise so bestimmt, als ob ein Widerspruch gar nicht denkbar wäre.

Ihr Kopf war ungewöhnlich dunkel. In einiger Entfernung glich sie einer kleinen schwarzen Wolke, aus welcher eine Flamme hervorblitzte; aber eine Flamme, die sich, je mehr man sie betrachtete, zu einem blassen, mitunter auch erröthenden Gesicht gestaltete. Das Haar war kurz, etwas länger als der gewöhnliche Kopfschmuck à la Johannes, denn er fiel in freien, von der Natur eigener Hand gedrehten Locken geringelt, bis auf ihre Schultern herab. Ein schwärzeres, glänzenderes Haar ließ sich unmöglich denken, es war ebenholzschwarz, wirklich rabenschwarz.

Die Augenbrauen hatten dieselbe Farbe, waren jedoch nicht so fein gepinselt wie diejenigen, die vorzugsweise die Bewunderung auf sich ziehen, aber obschon breiter, als die Schönheitsregeln fordern, standen sie ihr gut und befanden sich in Harmonie mit dem Uebrigen. Wenn sie die Wimpern aufschlug, schien eine ganze Nacht aus ihren Augen zu strahlen, so dunkel waren sie.

Das Gesicht war voll von Anmuth und Gesundheit, obschon die Backenknochen ein wenig hervorstanden, aber man sah das nicht, weil das frische Lächeln von ihren vollen, wollüstigen, beständig etwas offenen Lippen und die schneeweißen, schimmernden Zahnreihen die Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Sie hatte etwas so Wildes und Leidenschaftliches an sich, als wäre sie aus lauter Naturtrieben zusammengesetzt. Blickte man in ihre dunkel glühenden Augen, so

meinte man zu begreifen, daß, wenn sie sich mit jemand innig verbinde, dieser sie bis zum Wahnsinn lieben oder auch fürchten müsse. Alle ihre Bewegungen besaßen eine solche Lebendigkeit, daß diese unbedingt ihre Triebfeder im Innersten ihrer Brust haben mußte, und jeder ihrer Blicke war so feurig, als würde er aus einem Vulkan in ihr Herz geschleudert.

Während die vier andern fortfuhren, still und sorgfältig die Tannenzweige in schöne zierliche Formen zu legen, hatte sie ihren Blick fest auf sie geheftet.

Der Platz war in zwei große Quadrate eingetheilt, von denen die oberste Seite noch drei weitere Unterabtheilungen hatte. In der mittleren wurde das Kreuz des Glaubens zu oberst gelegt, und darunter der Anker der Hoffnung und das Herz der Liebe.

Im Quadrat zur Linken wurde ein Engel mit einem Herzen gebildet und in dem zur Rechten ein Engel mit einem Pfeil. In das große untere Quadrat wurde ein Blumentopf oder eine Vase, worin Blumen wuchsen, gestellt, und endlich wurde das Ganze von einer breiten Einfassung umgeben; Alles aus Tannenzweigen.

Die Arbeit belustigte sichtbarlich die Kranken und sie bildete bald ein Gemälde, welches die Hieroglyphen ihres Herzens enthielt, diejenigen, die ihre Seligkeit ausgemacht und sicherlich auch ihr Verderben hervorgerufen hatten, weil sie ihre wahre Bedeutung nicht verstanden. Wenn Jemand im Krankenzimmer gestorben wäre, so würden sie sicherlich den Glauben, die Liebe, die Hoffnung, die beiden Engel, wie auch die Blumen genommen und die Treppen damit bestreut haben, während man die Todte hinweggetragen hätte.

Glaubet nicht, daß es den Verbrechern an Herz fehle, es fehlt ihnen eher an Verstand.

Als alles fertig war, beugte sich das Mädchen mit dem Korb ebenfalls nieder und legte mit leichter Hand

zwischen den Glauben, die Liebe und die Hoffnung ein L, so daß alles sich zu einem Ganzen verband.

„Was soll das bedeuten?“ fragte man sie.

„Nichts, nichts.“

„Du mußt es uns sagen . . . Du bist so geheimnißvoll . . . warum willst Du es beständig sein . . . nun, was bedeutet das Ding da?“

„Nichts,“ habe ich gesagt.

„Du bist garstig, recht garstig.“

„Ihr wollt also wirklich wissen, was es bedeutet?“

„Ja, ja, ja!“ rief man von allen Seiten.

„Das bedeutet . . .“

Ihre Augen blitzten dabei.

„Was bedeutet es?“

„Leviathan.“

„Ha, ha, ha,“ lachte man.

„Leviathan hält hier auf Erden den Glauben, die Liebe und die Hoffnung zusammen.“

Von dem Platz aus, den man Agnes gegeben, hatte sie die ganze Zeit über aufmerksam die Scene betrachtet, die vor ihren Augen vorging, aber jetzt trat sie vor und legte ihre Hand sanft auf die Schulter des schwarzlockigen Mädchens, das sich hastig umwandte.

„Du täuschest uns,“ sagte sie, „dieses L da bedeutet nicht Leviathan.“

„Was bedeutet es denn? weißt Du es vielleicht?“

„Das bedeutet . . . darf ich es laut sagen?“

„Gerne, wenn Du es weißt . . . Es bedeutet?“

„Löwe.“

Beim Klang dieses Namens sprang das Mädchen aus ihrer gebeugten Stellung auf und eine glänzende hohe Röthe flog über ihre Wangen.

„Du kennst ihn? He, wo ist er, was macht er?“

Und sie fragte nicht, ob er noch an sie denke, weil etwas Anderes ihr gar nicht einfallen konnte.

„Komm mit mir dorthin... ich bringe Dir Grüße von ihm."

Agnes und die schwarze Charlotte ... denn das braune Mädchen war keine andere als sie ... sprachen lang mit einander, und Agnes theilte ihr den empfangenen Auftrag mit.

Das Nachfolgende wird den Inhalt des Gesprächs erklären.

An einem der folgenden Tage las man an der Mauer, gegenüber der großen Eingangspforte im Hof, das Wort Krankenhaus mit Kohle geschrieben.

Niemand von dem Aufseherpersonale der Anstalt achtete darauf, weil ihnen dieses Wort vollkommen bedeutungslos und unschuldig erschien.

Aber vor dem Thor befand sich ein Mann, der sich um so mehr dafür interessirte. Der obere Theil des Eingangsthores ist von Latten, wie bei einem Gitterthor, und er hatte täglich eine Wanderung dahin gemacht, um nachzusehen, ob das verabredete Zeichen nicht sichtbar werde. Sobald er die schwarzen Buchstaben entdeckte, begab er sich hinweg. Aber eine Stunde später hielt eine verschlossene Miethkutsche auf der Straße vor dem Thor, und ein eleganter Cavalier in blauem Mantel, sowie eine verschleierte Dame stiegen aus dem Wagen; der Cavalier bot der Dame höflich den Arm, befahl dem Kutscher zu warten und klingelte, worauf eine Pförtnerin herauskam.

„Ist der Direktor zu Hause?" fragte er.

„Ja."

„Kann man ihn treffen?"

„Ja wohl. Er wohnt eine Treppe hoch, schief über dem Hof, an dieser Treppe dort. Belieben die Herrschaften gefälligst sich hinauf zu bemühen.“

Und die Pförtnerin öffnete das Thor und ließ sie ein, worauf sie dasselbe wieder wohl verschloß und sich auf ihr Stübchen zurück begab.

Sobald der Cavalier und die Dame sich im Hof befanden und die Pförtnerin hinter ihnen verschwunden war, begaben sie sich direkt nach demjenigen Theil des Gebäudes, wo die Krankenzimmer liegen.

Agnes hatte den ganzen Vormittag am Fenster auf dem Posten gestanden, und sobald sie die Herrschaft kommen sah, gab sie mit ihrem weißen Halstuch ein Zeichen, daß Alles in Ordnung sei.

Außer der schwarzen Charlotte, wußte niemand von den übrigen Gefangenen, was das Zeichen bedeutete, das sie übrigens auch so unmerklich als möglich gab. Charlotte begab sich indeß sogleich hinaus, und da sie als Untervorsteherin die Schlüssel zum Gartenthor des Krankenhauses zur Verfügung hatte, so war es ihr nicht schwer, hinaus zu kommen.

Die unbekannte Herrschaft und Charlotte trafen zu gleicher Zeit in der unteren Hausflur ein. Ohne ein Wort zu wechseln, begaben sich Charlotte und die verschleierte Dame in ein Stübchen seitwärts der Treppe, während der Cavalier draußen wartete.

Er hielt da Wache, aber niemand zeigte sich.

Nach einer kurzen Weile kam jetzt Charlotte nebst der Dame aus dem kleinen Schlupfwinkel zurück, aber beide in ganz anderem Aufzuge als vorher.

Charlotte hatte den Mantel der Dame angezogen und es war wohl darauf berechnet, sie gänzlich zu bedecken; ferner hatte sie den Hut derselben aufgesetzt und den dichten Schleier herabgelassen. Die Füße waren mit zwei niedlichen Frauenzimmerstiefelchen mit hohen Schaften bedeckt.

„Laß uns gehen," flüsterte sie dem Cavalier zu, und schob ihren Arm in den seinigen.

Die andere Person, die jetzt eine einfache Frau, mit einem Halstuch über dem Kopf und einem großen Shawl um die Schultern, war, war niemand anders als Mutter Jonsson, die mit einer heiligen, frommen Miene mehrere Schritte hinter den andern herging.

Der Cavalier ging ruhig und unerschrocken an das Thor zurück, während er seinen Mantel in Falten drapirte, worin Charlotte ihren Arm barg.

Charlotte war nicht so ungezwungen wie er. Ihr Herz pochte nicht und sie wagte kaum Athem zu schöpfen.

Der Hof ist sehr weitläufig, so daß es einige Zeit währte, bis sie an das Thor kamen. Charlotte war niemals mit so schweren Schritten darüber hingegangen und er kam ihr ungleich länger vor als sonst.

Es war eine ganze Ewigkeit innerhalb einiger weniger Minuten.

Der Cavalier führte Charlotte unter dem rechten Arm. Als er an das Thor kam und wieder klingelte, um hinaus zu kommen, stand er zwischen der Pförtnerin und seiner Dame.

„Die gnädige Herrschaft ist nicht lange weggeblieben," bemerkte die Pförtnerin; „ich glaubte, Sie wollten sich die Anstalt besehen."

„Der Direktor hat heute keine Zeit und wir werden wohl morgen zurückkommen müssen. Sehen Sie hier ein kleines Trinkgeld, meine gute Madame. Dank, Dank, für die Mühe."

In demselben Augenblick, wo das Gitterthor aufging, warf er ihr gleichgültig einen Silberpfennig zu, worauf die Alte sich verneigte und dankte.

Charlotte drückte die Hand ihres Cavaliers unter dem Mantel; dieß war das einzige Lebenszeichen, das sie in dieser Minute von sich zu geben vermochte.

Ohne ihre Tritte mehr als vorher zu beschleunigen,

stiegen sie in die sie erwartende bedeckte Kutsche, worauf Mutter Jonsson sich am Thore zeigte, in der Absicht, ebenfalls hinaus zu kommen.

„Wer sind Sie?“ fragte die Pförtnerin, „ich habe Sie noch nie gesehen. Wann und wie sind Sie hieher gekommen?“

„Das ist eine Frage das,“ antwortete Mutter Jonsson; „glauben Sie, daß ich über die Mauern geflogen sei? Herr, mein himmlischer Vater, wie man doch einem Verdacht ausgesetzt sein kann!“

„Ich glaube, daß ich die Frau da kenne,“ fiel der Cavalier ein und schaute aus dem Wagen. „Ja meiner Treu, ich kenne sie. Sind nicht Sie es, Mutter Jonsson?“

„Du ewiger Schöpfer, allerdings bin ich's, wer sollte ich sonst sein? Aber so hier verhindert zu werden, wenn man seinen ordentlichen Geschäften nachgeht, das ist doch eine Schande. Ich sollte wohl meinen, daß ich heute früh hieher gekommen sei, aber Sie hatten damals die Augen noch nicht recht ausgerieben, und dafür soll nun ich entgelten.“

„Lassen Sie die Alte hinaus,“ rief der Cavalier vom Wagen aus. „Ich garantire für sie . . . sie ist eine ehrliche Frau . . . sehen Sie, da haben Sie noch ein Trinkgeld.“

Und er warf der Pförtnerin einen Reichsthaler zu, worauf sie ohne weitere Bemerkung Mutter Jonsson passiren ließ.

„Wenn Sie fahren wollen, Mutter Jonsson,“ fuhr der Cavalier fort, „so steigen Sie ein, wir haben Platz genug.“

„Herr Jemine, welche Ehre für mich,“ schwatzte Frau Jonsson; „darf ich gar mit der gnädigen Herrschaft fahren. Gott segne alle guten Menschen!“

„Das war doch ein recht braver Herr,“ murmelte die Pförtnerin, als sie sich wieder in ihr Stübchen be-

gab, „ein verdammt braver Herr,“ fügte sie hinzu, indem sie ihre Münzen in die Rocktasche steckte.

„Fahr zu,“ rief es aus dem Wagen dem Kutscher zu. „Wir haben Eile ... hörst Du ... Fahr zu.“

Der Kutscher war schon vorher gut bezahlt worden und wußte bereits, wohin er fahren mußte; er fuhr in gestrecktem Galopp weg. Als sie auf die Königinstraße kamen, schlug er sich links und bog auf den Platz vor der Akademie ein; sodann fuhr er durch die Holländer- und die Kammacherstraße, dicht an der Ringmauer hin zur Kirche Adolph Friedrichs.

An der Kirchthüre auf der Nordseite angelangt, hielt der Wagen still, und die Reisenden stiegen aus.

„Du bist doch tüchtig bezahlt worden, nicht wahr?“ fragte man den Kutscher.

„Ja freilich, Herr Baron, das bin ich, und wenn Sie wiederum fahren wollen, so vergessen Sie den kleinen Scheken und die braune Ingeborg nicht.“

Die Miethkutscher von Stockholm nennen gewöhnlich alle besser gekleidete Reisende, Herr Baron, sie mögen im Uebrigen sein, wer sie wollen.

„Lebt wohl, lebt wohl!“

„Vergessen Sie den Scheken nicht, gnädiger Herr Baron, und auch die Ingeborg nicht. Es sind die besten Thiere von der Welt, wenn sie nur nicht den Spat und die Kehlsucht hätten.“

Aber weder der Löwe noch die beiden Weiber hörten auf das Gerede des Kutschers. Sie waren bereits auf den Adolph-Friedrichs-Kirchhof getreten und eilten vorwärts. Bald befanden sie sich auch jenseits der Kirche

und in der Seilergasse, von wo sie sich nach der Apfelberggasse begaben, bis sie in die Holzmachergasse kamen: Alles minder besuchte Gassen.

Mutter Jonsson, die in einer passenden Entfernung der Herrschaft nachfolgte, verließ sie dort und schlug ihren Heimweg nach der westlichen Hopfengartenstraße ein.

In diesem Augenblick schlug es zwölf Uhr. Alle Menschen waren in voller Bewegung, aber jeder dachte mehr an sich selbst als an andere, und von Polizeidienern, deren Aufgabe es eigentlich ist, mehr an andere als an sich selbst zu denken, bekam man nichts zu sehen. Nichts destoweniger hüllte sich Charlotte noch dichter in ihren Mantel und schlug den Schleier noch tiefer herab, wie sie sich auch aus natürlicher Furcht fester an des Löwen Arm anschloß.

Der Löwe warf den einen Zipfel seines Mantels über die Schulter und führte seine Dame unerschrocken weiter. Auf dem Trompeterhügel angelangt, gingen sie hinab. Mitten in der Straße bog der Löwe in eine Thüre ein.

Wir wollen ihnen ins Haus voran eilen.

Zwölftes Kapitel.

Mamsell Michelsen und der Leserpfarrer.

Aus der Erzählung im ersten Kapitel, wie die Königin der wilden Jagd Kellner fing, als sie am Abend vor dem Einbruch seinen Wagen auf der Straße traf, wissen wir, daß er ein Liebesverhältniß hatte.

Dieses Extra-Vergnügen hatte er viele Jahre lang genossen, ohne gegen jemand einen Hehl daraus zu machen: die ganze Hauptstadt wußte es.

Der Name des Frauenzimmers war Michelsen. Daß Kellners Geschmack gut und Mamsell Michelsen ein hübsches Mädchen war, das zu bezweifeln, ist kein Grund vorhanden.

Mamsell Michelsen, die Kellner von der Straße hinweg genommen hatte, genoß unter seinem Schutz alle Annehmlichkeiten einer reichen verheiratheten Frau, ohne die Unannehmlichkeiten dieses Verhältnisses im Mindesten kennen zu lernen, ausgenommen, daß sie früher oder später, wenn er ihr einmal überdrüssig würde, wieder auf die Straße gestellt werden konnte.

Von Nichts gekommen, mußte sie einmal wieder ins Nichts zurückkehren.

Dies ist in kurzen Worten die Geschichte der ganzen Menschheit, ganz besonders aber die Geschichte solcher Weiber. Sie sind schöne Sonnenblumen, aber ihr ganzes Leben fällt in einen Aprilmonat.

Um ihr einen möglichst feinen Gesellschaftston beizubringen, hatte Kellner sie einen Sommer hindurch auf Reisen mitgenommen, nach Paris, nach London, sowie in mehrere Bäder, und überall trat er Arm in Arm mit ihr auf. Mamsell Michelsen besaß auch einen guten, natürlichen Verstand, und zu Kellners Freude präsentirte sie sich mit so viel Anmuth, daß sie mit den vornehmsten Damen rivalisirte Als er nach Schweden zurückkam, war sie auch sein höchster Stolz. Alles, was der Modehandel Schönes und Kostbares besaß, wurde ihr geschenkt. Wenige Damengarderoben konnten mit der ihrigen wetteifern.

In der Hauptstadt Schwedens glauben die Damen der Mode ebenso sehr auf der Ferse zu folgen, wie man dies in einigen andern europäischen Hauptstädten thut, aber man täuscht sich sehr und ist weit entfernt davon.

Wenn eine Farbe oder ein Zeug in Stockholm in die Mode kommt, so kaufen sogleich alle davon. Dasselbe Verhältniß entsteht auch, wenn ein gewisser Schnitt der Kleider oder ein Shawl das Glück hat, den Tonangebern zu gefallen. Sind einmal poult de soie rayée oder Drap de zephyr oder Saxonie bei irgend einer Gelegenheit am Hof getragen worden, sogleich sieht man poult de soie rayée oder Drap delzephyr oder Saxonie in allen Salons.

Damit glaubt man in der Mode zu sein.

Die wirkliche Mode fordert jedoch Geschmack, und der wahre Geschmack fordert, daß man sich selbst studirt, ehe man Farbe und Schnitt bestimmt. Was für eine Blondine paßt, paßt nicht für eine Brünette, was eine junge Person kleidet, das kleidet eine ältere nicht, und ein Ballkleid ist etwas ganz anderes als ein Kleid für die Gesellschaft, oder ein Morgenkleid.

In Paris sind diese Gegenstände bereits mit wissenschaftlichem Scharfsinne abgehandelt; bei uns wird man noch darüber lachen, daß man nur an die Möglichkeit wissenschaftlicher Behandlung eines solchen Gegenstandes zu denken wagt.

Die Ursache hierzu dürfte man jedoch bei den meisten Damen mehr in den mangelnden Mitteln als im Mangel an Schönheitssinn und Neigung suchen müssen.

Bei einem aufmerksamen Blick über die Hauptstadt wird der Leser bald bemerken, daß nur der crême der haute volée und sogar nur sehr wenige unter diesem, wie auch die eine oder andere aus der Classe, welcher Mamsell Michelsen angehörte, die einzigen sind, welche die Mysterien und Ressourcen der Toilette recht tief ergründet haben.

Was die Mittel betrifft, so hatte Mamsell Michelsen sich nicht darum zu bekümmern, weil sie von Kellner einen Jahresgehalt bezog, der sich auf 15—20,000 Reichsthaler belief. Im Uebrigen war ihre Neigung zur Toi-

lette nicht blos Natur, sondern auch Pflicht, denn ihre höchste Pflicht war, Kellner zu gefallen.

In der Kleidung einer Frau tritt immer ihr Charakter hervor: in ihr legt sie ihre Launen, ihren Geschmack, ihr Herz nieder. In ihrem Putz spielt die Frau immer mit sich selbst, wie mit einer Puppe oder mit einem Kind.

Aber um sich in geschmackvoller Uebereinstimmung mit ihrem eigenen Aussehen zu kleiden, dazu ist ein artistischer Blick und Bekanntschaft mit der Harmonielehre der Farben erforderlich, überdies auch Sinn für den Charakter der Farben selbst.

Man kann allerdings zu einigen gegebenen Regeln für die Toilette kommen, aber sie hat auch etwas, das nur das eigene Urtheil des Individuums aufzudecken vermag, etwas das unendlich verschönt und Alles aufwiegt; allein dieses Etwas besitzen nur diejenigen, in deren Herzen der Philosophenstein sich vorfindet, wir meinen nicht den Stein der Weisheit, sondern den der wahren Schönheit.

Ninon l'Enclos und Gabriele d'Estrees besaßen ihn. Auch Mamsell Michelsen durfte sich desselben rühmen.

Um einen Begriff von ihrem Beobachtungstalent zu geben, dürften wir hier einige der Resultate namhaft machen, zu denen sie gekommen war.

Eine Blondine mußte sich nach ihrer Ansicht in Rosa, Blau und Kirschroth kleiden. Letztere Farbe vor allen Dingen zu Halstüchern, Shälchen, Fiancées und Bandschärpen. Sie paßt am besten zu unbestimmten Modefarben in weiß, braun und grün.

Orange oder blau zieren die Brünette, mit Hutbändern und dergleichen Kleinigkeiten in braun und hellviolett.

Chamois, d. h. Lachsfarbe, in leichten Zeugen, mit braun und grün, darf nur von sehr eigenthümlichen Damen getragen werden.

Pistache grüne Zeuge können mit Vortheil nur von solchen angewendet werden, die schöne Haare und eine frische, lebendige Farbe besitzen. Man sieht sie auch selten, weil sie, wenn sie auch die Schönen noch schöner machen, alle Andern entstellen. Zum Pistachegrün trägt man rosa, hellviolett, sehr oft auch kirschroth.

Zu den Rosazeugen passen am besten Blumen von brauner und grüner Farbe; zu blauen Zeugen dagegen weiße Blumen.

Lila wird von allen Altern getragen, aber da diese Farbe die Eigenschaft hat, bei Licht bedeutend häßlicher zu werden, als bei Tag, so paßt sie am besten für den Sommer. Hat die Dame eine frische und schöne Farbe, so kann sie lila tragen, ohne Rücksicht darauf, ob sie blond oder brünett ist. Aeltere Frauenzimmer benützen diese Farbe hauptsächlich bei festlichen Gelegenheiten, wo man nicht weiß oder schwarz tragen muß. Hellgrüne Zeuge werden vom Hofe getragen, wenn er sich in Lustschlössern aufhält, man nennt sie deßhalb auch Hagafarbe. Für ältere Damen passen hauptsächlich braune, graue, grüne und schwarze Farben. Schwarz wird vorzugsweise von eleganten Personen im Winter getragen, sowie grau und Modefarben im Sommer.

Aber die Geheimnisse der Toilette besaßen für Mamsell Michelsen noch ein wichtiges Kapitel, nämlich die Erfordernisse derselben bei verschiedenen Gelegenheiten. Wir lassen gleichwohl dies bei Seite und begnügen uns mit dem, was wir bereits angeführt haben.

Ihre Gedanken schwammen in einem Lichtmeer der beständig veränderlichen Wellen der Mode; aber in demselben Maß, wie ihr Geschmack sich ausbildete, folgte sie der Mode nicht sklavisch, sondern selbstständig. Zuweilen war es ihr sogar ein Vergnügen, launisch mit ihr zu spielen, ein Spiel, dessen kleine Bizarrerien ihre von Natur ganz ungewöhnliche Schönheit beinah noch erhöhten.

Das Ameublement ihrer Wohnung entsprach nach

allen Theilen der Eleganz ihrer Garderobe; besonders war ihr Toilettenzimmer eines der zierlichsten, die man je sehen konnte, obschon nur sehr wenige sich damit schmeicheln durften, hineingeblickt zu haben.

Schmucksachen von Perlmutter, Döschen von Silber mit goldenen Zierrathen und Flaschen von geschliffenen Bergkrystallen verliehen dem stark vergoldeten Toilettentisch mit einem auf Sphinxen ruhenden Spiegel ein prachtvolles Aussehen.

Das ganze Zimmer war mit Pompadour drapirt, einem kostbaren blumigen Seidenstoff, mit Franzen versehen und getragen von gleichfalls vergoldeten Amouretten.

Im Fond stand ein kleiner Divansofa mit demselben Zeug überzogen. Da er reich mit Federn versehen war, so konnte man beinah in einer weichen Schaukel zu ruhen glauben, wenn man sich darauf setzte.

In den Ecken lagen Kissen, kleine Meisterwerke der Straminstickerinnen der Hauptstadt.

Seitwärts vom Sofa stand ein kleiner Tisch, worauf einige Bücher lagen, unter welchen man nebst ein paar ausländischen Romanen die neusten Schriften von Frau Carlén, August Blanche und Onkel Adam bemerkte.

Der Ofen bildete ein Kamin, eine sinnreiche, künstliche Arbeit aus der Gießerei der Fabrikanten Sonberg in Stockholm. Er diente hier zum Piedestal eines der schönsten Gedanken der griechischen Mythe, nämlich einer Aphrodite, im Augenblick, wo sie den Wellen des Meeres entsteigt.

Natürlicher für den Platz, wo die Bildsäule jetzt stand, konnte man bemerken, daß sie hier dem Feuer entstieg.

Dieses Stübchen war Mamsell Michelsens Herzenskammer; es war das Innerste ihres Liebestempels, an dessen Schwelle nicht blos sie selbst als Priesterin, sondern auch Kellner als Oberpriester wachte.

Als Mamsell Michelsen in die Wohnung zog, fand sie ihr Schlafzimmer zwischen zwei großen Zimmern placirt; aber dies gefiel ihr nicht, und sie meinte hier niemals recht zu gedeihen.

Auf ihr inständiges Verlangen wurde daher ein kleiner Theil des inneren großen Zimmers abgesondert, und sie schuf daraus allmälich das kleine zierliche Asyl, das wir hier zu beschreiben gesucht haben.

Den übrigen Theil des großen Zimmers nahm der Wirth wieder, und es hatte bereits seit ein paar Jahren öde und leer dagestanden.

Mamsell Michelsen genoß ihre Stellung in vollem Maße, sie hatte in so manchen Büchern gelesen, daß das Leben so kurz sei, und sie wollte nicht eine einzige Minute unbenutzt vorübereilen lassen.

Die Oekonomie berührte sie nur wenig. Sie hatte einen Jahresakkord mit ihrem Miethkutscher, und die Equipage kostete sie tausend Reichsthaler; überdies hatte sie eine Jahresrechnung nicht blos mit dem besten Restaurateur und Weinhändler der Hauptstadt, sondern auch mit Folker, Medberg, Ahlbom und andern Magazinen, denen sie ihre Kundschaft zuwandte.

In ihrem Haus ging es ganz zu wie bei einer jungen Dame, die vor kurzem Wittwe geworden, nur mit dem Unterschied, daß Mamsell Michelsen ihren Mann nicht verloren hatte und dennoch keinen besaß.

Um diese Parallele, welche sie selbst als die allerwichtigste betrachtete, für Andere um so deutlicher zu machen, hatte sie aus dem Findelhause der Freimaurer ein Kind genommen, dem sie die ganze kokettirende Ergebenheit einer jungen Mutter widmete.

In frühern Zeiten pflegten Damen in Mamsell Michelsens Verhältnissen einen kleinen Mops zu kaufen, um sich damit zu belustigen; in unsern Tagen kaufen sie sich ein kleines Kind, um sich an seinem Geplauder zu amüsiren.

Das Kind, das Mamsell Michelsen unter hundert ausgewählt hatte, war schön und fröhlich, wie eines Mädchens erster Blick in die Welt.

Sie verschwendete auch Alles, was sie konnte, an die kleine Sophie, gerade als ob das junge Mädchen noch eine Puppe gewesen wäre, mit der sie spielte.

Fuhr sie aus, so mußte Sophie neben ihr im Wagen sitzen; ging sie aus, so sprang Sophie an ihrer Hand.

Ein kleines Fürstenkind konnte nicht zierlicher aufgeputzt sein, als Sophie war. Die Locken glänzten wie Gold um ihr Gesicht und ein Schäferhütchen saß wie ein Schmetterling über ihnen.

Und wenn Kellner kam und man von nichts anderem zu sprechen hatte, nahm Mamsell Michelsen ihren kleinen Liebling auf den Schooß und koste und tätschelte ihn.

Wenn Kellner vorher etwas verdrießlich oder ernsthaft war, so wurde er dann immer fröhlicher und milder.

„Was Du eine gute Gattin und Mutter geworden wärest!“ flüsterte er ihr zu.

Sie seufzte . . . bald seufzte auch er.

Wenn Kellner Zeit hatte, kam er täglich zu ihr und lud oft seine Freunde ein, eine Abendstunde dort zuzubringen. Diese kleinen Zirkel waren unendlich angenehm. Niemand brauchte an etwas Anderes zu denken, als fröhlich und einander angenehm zu sein.

Im Sommer hatte sie ihre kleine Sommerlust im Thiergarten, aber auch dort besuchten sie ihre wenigen Freunde, und nie war sie liebenswürdiger als im Schooße der Natur, in dem hübschen Thiergarten.

Manchmal konnte man Kellner mit seiner Frau eine Runde im Park machen sehen, weil er des Scheines halber sich dennoch zuweilen mit ihr zeigen wollte, aber eine Stunde später machte er dann immer dieselbe Runde mit Mamsell Michelsen.

Am Neujahr, wenn die Rechnungen für alles kamen,

was sie im vergangenen Jahr verschwendet hatte, brummte er zwar einen Tag lang, aber der Tag ging vorüber; und er vergaß die langweiligen Ziffern . . . er brauchte ja jetzt wieder ein ganzes Jahr nicht mehr daran zu denken.

Eines Nachmittags... es war schon Dämmerung... hatte Mamsell Michelsen die kleine Sophie fortgeschickt und hielt sich allein in ihrem Lieblingsstübchen auf.

Auf dem schwellenden Divan ruhend, lehnte sie ihren Kopf an ein Straminkissen. Sie hatte soeben im Nostradamus Ring von Oettinger ein Kapitel von Heinrich IV. und der schönen Gabriele d'Estrees gelesen, und die matten Augenwimpern sanken zusammen, die Brust hob sich sanft und ihre Gedanken flogen mit erschlafften Schwingen über einen ganzen Rosengarten voll wollüstiger Träume.

Auf dem Tisch neben ihr brannten ein Paar Wachskerzen, und bei dem Schein, der auf sie fiel, nahmen ihre Wangen eine unbestimmte Farbe an, die ihr ein mattes und empfindsames, mildes und schwärmerisches Ansehen gab, mehr anmuthsvoll als eigentlich schön, und mehr reizend als anmuthsvoll.

Es war etwas von einer Sybaritin hier oben in unserm kalten Schweden, eine halbschlummernde Sybaritin.

Ihre Lippen lächelten.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre.

Sie erwartete Kellner, und sie wollte thun, als ob sie schlafe und träume: Natürlich war e r es ja, der hereinkam.

Das Lächeln auf ihren schönen Lippen währte fort . . . sie wollte ihn bezaubern, ihn berauschen mit diesem olympischen Champagner, woran sich das Herz in so reichem Maße erlabt, wenn es mit der Göttin der Schönheit allein ist in den dämmernden Orangenhainen von Paphos.

Aber in demselben Augenblick spürte sie eine kalte Hand, die ihre, nur von einem leichten, dünnen, weißen Tüllkragen bedeckte Schulter berührte.

Erschrocken schlug sie die Augen auf, und erschrack noch mehr, als sie einen unbekannten Mann von finsterem und düsterem Aussehen über sich hingebeugt sah.

„Was bedeutet dieser Besuch?“ fragte sie. „Was wollen Sie hier?“

Ihr Herz klopfte so heftig, daß sie ihre Hand dagegen drücken mußte, um seine Schläge zu beruhigen.

„Sie sind eine lasterhafte Person, eine große Sünderin, ein tiefgefallenes und erniedrigtes Weib,“ sprach der Unbekannte. „Kehre um, Du abfälliges Geschöpf, spricht der Herr, denn ich will Dich mit mir verloben.“

Mamsell Michelsen stierte ihn an.

„Wer sind Sie?“ wiederholte sie.

„Fragst Du, woher die Worte des Herrn Deines Gottes kommen und wohin sie gehen? Bodenlos gesunkenes Weib, ich komme mit dem goldenen Leuchter in der einen und mit der blutigen Geißel der Strafe in der andern Hand. Wähle!“

Mamsell Michelsen glaubte zuerst, der Mann sei wahnsinnig; aber je mehr er sprach, um so deutlicher sah sie ein, daß es ein Leserprediger war, der vor ihr stand.

In dieser Vermuthung wurde sie noch mehr bestärkt, als sie den fanatisch brennenden und dennoch kalten Blick bemerkte, womit er sie betrachtete.

Seine Anwesenheit flößte ihr ein Gefühl unendlichen Unbehagens ein, und sie äußerte ein Paar Worte, um ihn sich vom Halse zu schaffen.

„Wie wankest Du so sehr,“ antwortete er ihr, „und fällst bald hier, bald dort . . . glaube mir . . . Du wirst dennoch zu Schanden werden mit Aegypten, wie Du mit Assyrien zu Schanden geworden bist.“

Mamsell Michelsen griff nach der Klingelschnur, um

einen Diener zu rufen; aber mit festem Arm hielt er sie zurück.

Als sie die Klingel losließ, nahm er eine Scheere auf ihrem Tische, schnitt die Schnur ab und warf sie ihr zu Füßen.

Sie wollte sich entfernen, aber er stellte sich vor sie an die Thüre.

Und während dieser ganzen Zeit fuhr er fort, mit seinen Worten sie nach allen Seiten anzugreifen, und zwar mit einer Lebhaftigkeit, einer Wärme, einer Kraft, als glaubte er, mit dem Schwerte des Geistes sie augenblicklich besiegen zu können . . . Sie sah zuletzt, daß sie ihm nicht entkommen konnte, und unterwarf sich dem Schicksal, ihn anhören zu müssen.

Ohne alle Barmherzigkeit zerriß er den Schleier der Einbildungen und modernen Phrasen, hinter dem ihr Leichtsinn Schutz gesucht hatte.

Die ganze scheinbare Sittenlehre, die auf falschen sophistischen Schlußfolgerungen beruht, hinter denen sie sich wie hinter einer Barrikade versteckt hatte, weniger vor Andern als vor ihrem manchmal noch sprechenden Gewissen, zertrat er ohne alle Schonung zu Trümmern.

Und sie erschrak bald weniger vor dem Fanatiker, als vor sich selbst.

Von allen Selbsttäuschungen entkleidet, nach allen Seiten hin nackt und blos, hielt er ihr ihr Leben vor; er untersuchte die bösen Gelüste in ihren Gedanken mit derselben Genauigkeit und Kälte, wie ein Arzt mit dem Secirmesser die Nerven einer Leiche untersucht.

Er öffnete ihr die Beschaffenheit des Abgrundes, an dessen Rande sie stand, er stürzte sie hinab, damit sie selbst in der Tiefe sich recht betrachten könnte, er zeigte ihr die strafende Hand Gottes, die in der dunkeln Wolke über ihrem Haupt schwebte, und nur deßwegen noch zögerte, ihren Blitz in ihr Herz hinabzuschleudern, weil sie sehen wollte, ob nicht

sie selbst reumüthig und bußfertig sich vom Wege des Lasters und der Verdammniß zurückwenden würde; endlich apellirte er an den Richter in der Tiefe ihres Busens, um zu richten zwischen ihr und ihm.

Er hatte mit solcher Energie gesprochen, daß er endlich Mamsell Michelsens Gedanken wirklich beschäftigte, und er hörte nicht auf, all' die geträumten schönen und lachenden Lusttempel, womit sie sich umgeben hatte, niederzureißen, bis er jetzt in ihr schutzloses Herz eingedrungen war und endlich eine Sturzfluth von Thränen aus ihren Augen gepreßt hatte.

Aber diese Thränen waren für ihn nur Oel in's Feuer. Je mehr sie weinte, um so brennender wurden seine Vorstellungen, um so höher flammte die Gluth in seinen Blicken, um so feuriger fielen seine Worte.

„Weine," rief er, „weine. Du kannst nicht genug weinen; Deine Strafe steht bereits in dem Buch des Ewigen eingezeichnet. Weine," fügte er hinzu, „weine. Es bedarf eine ganze Sündfluth von Thränen, um die Erde von den Verbrechen zu reinigen, die Du bereits begangen hast.

„Du bist erweckt," sagte er endlich, „Du bist sogar gerührt; aber Du bist nicht erleuchtet und nicht stark; ich werde wiederkommen."

Sein Auftreten hatte einen entsetzlichen Eindruck auf sie gemacht. Das Saitenspiel in ihrem Busen, das bis jetzt nur wollüstige Weisen hatte erklingen lassen, war zertreten.

Aber die Stimme der Klugheit bekam wieder ihre Gewalt über sie, und wenn sie ihr gebot, ihre Stellung nicht zu verändern, so gebot sie ihr auch, vor Kellner zu verbergen, was in ihrem Innern vorging.

Der Fanatiker kehrte inzwischen zurück und der Kampf zwischen Mamsell Michelsens Neigungen und Gewohnheiten auf der einen Seite und seinen strafenden und bessernden Bemühungen auf der andern währten fort.

An demselben Vormittag, wo die schwarze Charlotte mit dem Löwen aus der nördlichen Correktionsanstalt entfloh, hatte der Leserpriester sich wieder eingefunden.

Mit einer Predigt über die Vergebung der Sünden beschäftigt, hörte er ganz unvermuthet, wie die Thüre zum Nebenzimmer sich öffnete und leidenschaftliche Ausdrücke sich ergoßen.

Gleichsam überrascht von dem, was er hörte, unterbrach er seine Rede und hielt mitten in einem Satze ein.

„Ewig strafende Vorsehung!“ rief er, „wer wohnt in diesem Zimmer? die Stimme ist mir bekannt.“

Der Leser erinnert sich, daß nur eine dünne Bretterwand sich zwischen den Zimmern befand, so daß, was in dem einen Zimmer einigermaßen laut gesprochen wurde, immer auch in dem andern gehört werden mußte.

„Still, still, jedenfalls still!“

Der Leserpfarrer zeigte eine Unruhe, die Mamsell Michelsen im höchsten Grade aufmerksam machte.

Dreizehntes Kapitel.

Das Zimmer daneben.

Auf ihrer Flucht hatte sich die schwarze Charlotte in einem exaltirten Zustand der Unruhe und Besorgniß befunden. Alle ihre Gedanken, ihr ganzes Wesen hatten sich dabei in ihrem Innern conzentrirt. Es war ihr unmöglich gewesen, sich in Worten zu äußern. In jedem Blick, den Vorbeieilende ihr zuwarfen, glaubte sie zu lesen, daß sie entdeckt sei. In dem Getöne jedes Fußtritts

hinter sich meinte sie einen Verfolger zu hören: das weiße Spinnhauskleid, das sie noch unter ihrem Mantel trug, brannte sie wie ein Nessusgewand. Ihr Puls ging ungleich, zuweilen schlug er kaum, und zuweilen hörte sie selbst seine unregelmäßigen Schläge, so gewaltsam ging er. Manchmal hielt sie den Athem ein, indem sie ängstlich auf jedes Getöse um sie her lauschte.

So kamen sie auf die Zimmer, welche der Löwe gemiethet hatte, und hier athmete sie zum erstenmal die so lang im Herzen eingeschlossenen Lebensgeister recht aus, während sie außer sich vor Liebe, glühend von Dankbarkeit und Leidenschaft, ihre Arme um den Löwen schlang und ihn an ihre von vulkanischen Gefühlen pochende Brust drückte.

Charlotte und der Löwe bildeten zusammen eine Gruppe, die dem Pinsel eines Künstlers Ehre gemacht hätte.

Es war keine Convenienz in ihrer Liebe, es war die ungeheuchelte wahre Natur. Man glaubte, die Liebe eines Löwen und einer Löwin zu sehen. Die Augen brannten von Feuer, die Lippen glühten von Wärme, die Wangen wurden von Hingebung bepurpurt.

Charlotte hatte Mantel und Hut abgeworfen. Gegen das weiße Sträflingskleid, das sich dicht um ihren Leib schloß, stach das glänzende schwarze Haar auf eine blendende Weise ab.

Der Mann besitzt einen Olymp in seinem Kopf, das Weib in seinem Herzen. Der Verstand bevölkert den erstern mit seinen Göttern, gefühlvolle Wünsche das letztere. Aber es gibt einen Gott, das ungezügelte Resultat des Willens und der Begierde, der über ihnen allen steht, und vor dessen Scepter sie sich beugen. Dieser mächtige Saturn ist die Leidenschaft mit Attributen, die sowohl von dem Himmlischen als dem Irdischen in uns entlehnt sind; sie entführt uns von beidem hinweg

zu ihrem eigenen einseitigen Ziel, und zwar in einer Gewitterwolke.

Die Leidenschaft ist die unerforschliche Macht in uns, die im Uebermaß ihrer Neigung den Menschen oft auf der Grenze zwischen der Ordnung der Gesellschaft und der Ordnung Gottes aufhält und ihm gebietet, ihr zu folgen, indem sie ihn zu einem Tempel und zu einem Altar führt, wo er zuletzt Niemand anders besitzt, den er anbeten kann, als sich selbst.

Wenn die Leidenschaften die Fahnen des Menschengeschlechtes tragen, so werden diese nicht zum Frieden und zur Versöhnung getragen, sondern zum Krieg. Die Leidenschaft will aber vor nichts niederfallen und anbeten: sie will über alles herrschen.

Von einer solchen Leidenschaft waren wenigstens der Löwe und die schwarze Charlotte belebt. Er war der Kopf, sie war das Herz. Ihre Liebe war für sie beide ein Bedürfniß.

„Ich bin also frei," rief Charlotte, „und wieder bei Dir!"

Die Freiheit und die Liebe, das sind die Pole der Axe, um welche sich das menschliche Leben in all seinen verschiedenen Gebieten ewig bewegt.

„Du bist mein Himmel," fuhr sie fort, „und Du bist meine Hölle. Ich habe an Dich gedacht und bin glücklich gewesen; ich habe mich von Dir getrennt gefühlt und habe bittere Qualen erlitten."

Die Brust des Löwen hob sich, sein Aussehen gewann an Muth und Kraft, er athmete freier. In diesem Augenblick hätte keine Macht Charlotte aus dem Arm zu reißen vermocht, der ihren Leib umschloß.

Aehnlich zwei mächtigen, aber gefallenen Engeln lehnten sie sich gegen einander und athmeten erneute Jugend in ihrer gegenseitigen Anschauung.

In dem Blick, den sie auf einander hefteten, lag eine ganze Nacht mit ihrem Sternenglanz.

Die Morgenröthe ist die Abendröthe der Nacht und die Abendröthe ist ihre Morgenröthe: wenn man sie sich so denkt, so lächelten eine Abendröthe und eine Morgenröthe durch die Nacht hindurch aus ihren Herzen einander entgegen.

Erscheinungen und Bilder wie diese zwei Personen schwebten ganz gewiß oft an Milton's Seele vorbei, während er von den hinreißenden Mythen des verlorenen Paradieses begeistert wurde.

„Du bist mein Donner," flüsterte Charlotte dem Löwen zu, „wo Du auch sein magst, höre ich Deine Stimme und mein Herz zittert."

„Du bist mein Blitz," antwortete er ihr, „in Dir fühle ich meine Gedanken und meine Bestrebungen zu einem Strahl zusammenschmelzen, der mich erleuchten und leiten wird . . . ja, er wird mir den Weg zu meinem Ziele bahnen."

„Du bist nicht gefangen, nicht in Ketten geschmiedet, nicht von der Welt abgeschieden, nicht der Freiheit beraubt gewesen; ich war es, ich; mein Gedanke an Dich ist mir gefolgt und hat mich aufrecht erhalten."

„Nein, ich bin auch nicht frei gewesen," antwortete er, „denn mein Herz saß gefesselt bei Dir. Jetzt erst fühle ich mich wahrhaft frei."

„Im Gefängniß habe ich Zeit gehabt, mein Leben zu durchgehen und zu prüfen, ob ich Deiner würdig bin. Ich habe mich unserer ersten Jahre erinnert, wo wir zusammen spielten, ohne Ahnung dessen, was wir in Zukunft für einander werden sollten. Erinnerst Du Dich der Hütte in dem Ryder Kirchspiel. . . mit ihren schiefen Wänden, ihrem vermoderten Strohdach? . . . erinnerst Du Dich der Meereswoge, die den steinigen Strand peitschte? . . . erinnerst Du Dich, wie wir in den brausenden Wellen ruderten, uns an der Raserei des Sturmes erfreuten, die mitternächtigen Blitze genossen . . . O, es

war doch schön, klein zu sein und in seinen Gedanken mit der ganzen Welt zu spielen."

„Ich habe nichts vergessen, Charlotte. Deiner Mutter düsteres und verschlossenes Wesen, ihr räthselhaftes Gerede von meiner Herkunft, und daß ich dereinst vielleicht ein großer Mann werden würde, ihre Nachsicht für unsere gegenseitige Ergebenheit, während Dein Bruder immer neidisch und gehässig gegen mich blieb, alles das übte einen merkwürdigen Einfluß auf mein junges Gemüth aus und legte in meine Seele so viel Hochmuth, so viel Selbstsucht, daß es mich noch heute empört, nicht mit meiner Hand die Gesellschaft zermalmen zu können, die mich verachtet oder verfolgt."

„Erinnerst Du Dich, mit welchem Kummer wir uns von den Klippen und Wäldern trennten, als meine Mutter endlich nach Stockholm zog und sich da niederließ? Erinnerst Du Dich, wie wir in jedem Baum, in jeder Blume einen Freund zu haben glaubten, von dem wir Abschied nehmen müßten?"

„Herrliche und dennoch närrische Zeit! Ich erinnere mich, daß ich mir in einem Stachelbeerbusch ein gutes Wesen vorstellte, und ich fiel vor demselben nieder, um von der Heimath meiner Kindheit Abschied zu nehmen, als ein Ereigniß mich unterbrach und mich in meinen eigenen Augen lächerlich machte."

„Ein Ereigniß?"

„Ich hörte ein wildes, höhnisches Lachen über meinem Kopfe."

„Ein Lachen?"

„Ich stierte verwundert auf . . . es war eine Elster, die mich auslachte. Aber, fahre fort, Charlotte, fahre fort... diese Erinnerungen erfreuen mich, weil sie von Dir kommen, fahre fort."

„Wir verließen das Land," sprach sie weiter, „wir kamen in die Hauptstadt. Meine Mutter war ihres

Wittwenstandes müde geworden, und verheirathete sich wieder."

„Manchmal habe ich an diese Ehe gedacht ... und es will mich noch jetzt bedünken, als ob sie der Anfang zu ihrem und unserem Unglück gewesen wäre."

„Du konntest meinen Stiefvater nie leiden, und ich glaube, daß Du Recht hattest. Er wollte Dich, wie auch mich und meinen Bruder zwingen, seinen Namen anzunehmen."

„Ich war, wie Du Dich erinnerst, bald entschlossen und desertirte von ihm. Später habe ich nichts mehr von ihm gehört. Er betrachtete mich vermuthlich als einen Verdammten."

„Ach daß ich Deinem Rath gefolgt und mit Dir geflohen wäre! Mich und meinen Bruder führte er eines schönen Tags mit sich fort, und man taufte uns förmlich. Damals verstand ich nicht viel davon, jetzt verstehe ich es ganz gut. Mein Stiefvater war Katholik und er ließ uns zu Katholiken taufen, worauf wir in die katholische Schule gegeben wurden, um erzogen zu werden. Das beständige Einerlei, das jetzt folgte, das unaufhörliche Kirchgehen, das ewige Messebesuchen und Beten sagte meinem Geschmacke nicht zu. Mein Bruder blieb immer gleich verschlossen, und da er Dich nicht mehr beneiden konnte, so beneidete er alle andern. Was in ihm vorging, konnte ich mir nie recht klar machen. Innerhalb der Schulwände nahm sein Charakter jedoch eine düstere religiöse Richtung an. Ich glaube, daß er von geistlichem Ehrgeiz und Hochmuth beherrscht wurde. Eines Tags fragte er mich, ob ich entfliehen wolle, und ich freute mich über den Vorschlag, denn ich dachte an Dich; doch fragte ich ihn um die Ursache seines Vorschlags. Ich will sie Dir mit wenigen Worten sagen, antwortete er, und erzählte mir jetzt, daß er vor ein paar Wochen an einem Haus in der Stadt vorbeigegangen sei, und als er da gehört habe, daß mehrere Personen ein geistliches

Lied sangen, so habe er sich hineinbegeben. Dort habe er, erzählte er weiter, einem ordentlichen Gottesdienst angewohnt, und zwar sei derselbe von einem Manne gehalten worden, der, nach seinen Kleidern zu schließen, durchaus kein Geistlicher gewesen. Just dieser Umstand zog seine Aufmerksamkeit auf sich, weil er darauf den Schluß baute, daß auch er die Erlaubniß erhalten könnte, zu predigen, wenn er auch kein Geistlicher wäre, sondern nur von einem wahren Geiste belebt würde. Von dieser Stunde an betrachtete er auch den Katholicismus nur als eine Fessel seiner Freiheit, als ein Hinderniß, auf eigene Faust etwas zu werden, und deßhalb wollte er jetzt so schnell wie möglich fliehen. Ich grübelte nicht lange darüber nach. Mir war es ganz gleich, was mein Bruder zu werden beabsichtigte. Ich dachte blos an Dich und hoffte, Dich ausfindig machen zu können. Wir flohen. Wohin mein Bruder sich begab, weiß ich nicht Ich trieb mich bei Nacht auf den Straßen herum und verbarg mich bei Tag, aber Du kamst nicht zum Vorschein. Wie unglücklich fühlte ich mich nicht! In die äußerste Noth gebracht, begab ich mich aufs Land, in die Heimath unserer Kindheit. Ich glaubte beinah, daß ich Dich dort finden würde."

„Arme Charlotte! Ich sehe Deinen Kummer . . . ich verstehe Deine Sehnsucht."

Und der Löwe drückte sie noch fester in seine Arme.

„Ich zählte nur siebzehn Jahre. Ach mein Herz war voll von Wehmuth. Ich rief Deinen Namen an der Klippe und im Wald; aber bei der Klippe antwortete mir nur die brausende Woge und im Wald antwortete mir nur der pfeifende Wind. Ich suchte ein Obdach in dem alten Häuschen meiner Mutter, ich freute mich, auf seinem verfallenen Heerde die Flamme wieder lodern zu sehen."

„Zur selben Zeit," bemerkte der Löwe, „war ich

bereits im Ausland. Meine Neigungen zogen mich nach der Hauptstadt der Welt, nach Paris."

„Der Hunger begann endlich an mir zu zehren."

„Armes Mädchen! ich machte damals gute, glänzende Geschäfte."

„Ich verließ die Hütte und begab mich zum nächsten Nachbar. Dort erkannte man mich wieder und ich erzählte einen Theil meiner Geschichte. Der Hofbesitzer war ein junger Mann, den ich von meiner Kindheit auf kannte. Er bot mir einen Dienst bei sich an und ich verstand mich mit Vergnügen dazu."

„Ach, mein Gott, ich spielte zu dieser Zeit die Rolle eines großen Herrn unter den jungen Windbeuteln der Hauptstadt Frankreichs: die Schule war gut."

„Der Hofbesitzer, mein neuer Herr, war ein roher und eingebildeter Bursche, dabei noch unverheirathet. Er beauftragte mich, seinen Viehstand zu besorgen, und ich that es so gut ich konnte. Aber jetzt sollte mein Unglück erst angehen."

„Bei dem Bauer?"

„Ja, durch seine Schuld: Der Hof lag im Dorfe und der nächste Nachbar wohnte ganz nahe bei uns, beinahe Haus an Haus.

„Ich bewohnte damals ein prachtvolles Hôtel in der Babylonstraße zu Paris."

„Unser Nachbar hatte ein kleines Kalb . . ."

„Ach, ein Vollbluthengst stampfte da mit seinen kräftigen Hufen in meinem Stall, und wenn ich mich im Boulogner Walde zeigte, blickten alle Damen mit Bewunderung auf mich.

„Dieses kleine Kalb war mein Entzücken, und ich nahm einmal eine Hand voll feines Heu vom Futterboden meines Bauern und brachte es ihm. Es war mein Vergnügen, das schöne Thierchen zu streicheln und zu bewirthen, so gut ich konnte."

„Mein größtes Vergnügen war damals, das Theater

Français und die übrigen öffentlichen Versammlungsplätze der großen Stadt zu besuchen."

„Mein Bauer begann ungewöhnlich freundliche Blicke auf mich zu werfen, und dies nahm immer mehr zu, so daß ich mich endlich über seine Absichten nicht mehr täuschen konnte. Ich wies ihn auch zurecht und erklärte ihm mein Mißvergnügen; aber da drohte er, mich als Diebin zu verklagen, wenn ich seinen Wünschen nicht nachgebe. Ich forderte ihn auf, es zu thun, um so mehr, als ich mich unschuldig wußte und nicht glaubte, daß er eine Veranlassung haben könnte, seine Drohung auszuführen. Einige Tage nachher erschienen gleichwohl Bursche mit einer Vorladung. Ich war angeklagt, die Hand voll Heu gestohlen zu haben, die ich meinem kleinen Liebling, dem Kalb des Nachbars, gebracht hatte.

Die Stirne des Löwen legte sich in düstere, drohende Runzeln. Seine Fäuste ballten sich. Seine Brust hob sich. Seine Nasenflügel erweiterten sich und schnaubten wilden Muth.

Er selbst bebte vor einem Verbrechen nicht zurück, er liebte es sogar bei Charlotte, aber hier zeigte sich ein Beispiel, wo der in der Gesellschaft geachtete Mann kalt und gleichgültig ein unschuldiges, junges Mädchen brandmarkte, weil sie sich seinen Begierden nicht unterwerfen wollte.

„Nun?" bemerkte er.

Dieses einzige Wort wurde mit einer Stimme ausgesprochen, die von Haß und Wuth zitterte.

„Ich trat vor das Gericht, gestand alles und erzählte, wie die Sache zusammenhing. Das Urtheil wurde gefällt und ich des Diebstahls schuldig erklärt. Man hatte die Hand voll Heu zu acht Schillingen angeschlagen. Einige Bekannte, die an meinem Schicksal Theil nahmen, riethen mir, an das höhere Gericht zu appelliren; ich that es und die Sache wurde vor das Hofgericht gewiesen; aber dieses bestätigte das Urtheil."

„Gerechte Vorsehung!" rief der Löwe, „Du wurdest

also im Namen der öffentlichen Moral, im Namen des Gesetzes und der Gesellschaft verurtheilt? Keine Zeit hat so philanthropisch geschwatzt, wie die unsere . . . gleichwohl . . . was hilft es gegen die Verbrecher barmherzig zu sein, wenn man Unschuldige zum Verbrechen zwingt?"

„Sobald mein Urtheil gefällt war, entließ man mich aus meinem Dienst, und ich bekam Zeugnisse, worin es hieß: verurtheilt wegen eines kleinen Diebstahls, ohne daß jedoch die Verhältnisse genauer angegeben waren.“

„Fluch!“ rief der Löwe, dem es unmöglich war, seinen Zorn zu unterdrücken.“

„Ich suchte Dienst . . . aber sobald man mein Zeugniß zu sehen bekam, kehrte man mir höhnisch den Rücken.“

„Wehe, über unsere scheinheilige Philanthropie; man liebkost den Schwachen mit der einen Hand, während man ihm mit der andern das Stück Brod entreißt.“

„Alle Thüren waren mir verschlossen. Ich war nahe daran zu verhungern, und ich beschloß, ein so nutzloses und verlorenes Leben, wie das meinige bereits war, abzukürzen. Ich begab mich nach der alten Hütte meiner Mutter zurück . . . ich suchte unsere Lieblingsplätze auf . . . ich nahm noch einmal Abschied von ihnen und bestieg dieselbe Klippe, auf deren Gipfel wir so oft als Kinder gespielt hatten. Unter meinen Füßen wälzte sich die Woge düster und tief, und es war mir, als rief sie mich zu sich. In diesem Augenblick, einem der verzweiflungsvollsten meines Lebens, als ich eine Welt, die mich verlassen hatte, für immer zu verlassen gedachte, hörte ich unten an der Klippe meinen Namen rufen. Ich blickte hinab . . . und da entdeckte ich einen Menschen, der herankam. Erschrocken wollte ich mich über die Klippe hinabstürzen, um mich ihm zu entziehen, weil ich ein Geschlecht hassen gelernt hatte, das mich so grausam verkannte. Aber der Fremde war in seinen Bewegungen rascher, als ich; am Rande des Abgrundes ergriff er

mich und hielt mich zurück. Was machst Du? fragte er mich. Du bist wegen Diebstahls verurtheilt, ich weiß es, fuhr er fort, aber darum hast Du wohl keinen Grund, Dein Leben abzukürzen. Die Gesellschaft hat Dich ausgestoßen . . . das Gesetz hat Dich gebrandmarkt . . . aber was will das heißen? man kann dennoch leben. Folge mir und Du sollst sehen, daß Du es noch recht angenehm in der Welt bekommen kannst. Ich folgte. Ich erblickte in dem Unbekannten einen Retter, einen vom Himmel gesandten Engel, und ich dankte Gott, der ihn in der rechten Stunde ausgeschickt, um mir die befreiende Hand zu reichen. Der Mann hieß Ephraim."

„Ah, ich weiß . . . der Fuchs . . ."

„Ich wußte es damals nicht, aber er hat sich später unter diesem Namen bekannter gemacht. Sein Vater befand sich in armseligen Umständen. Ephraim war der älteste Sohn. Er nahm mich mit in seines Vaters Haus und theilte mit mir das Wenige, was er hatte. Er bewies mir deutlich, daß ich keine Hoffnung mehr hätte, einen Dienst zu finden, sondern, daß ich in Folge des von zwei Gerichtshöfen ausgesprochenen Urtheils, sowie des Wortlautes meines Pfarrzeugnisses und meines Entlassungsscheines für immer von der Möglichkeit ausgeschlossen sei, auf gewöhnlichem Wege mein Auskommen zu suchen. Nachdem ich zugestanden, daß er meine Stellung richtig beurtheilte, erklärte er, daß ich, wenn ich nur seinem Rath folgen wolle, immer noch gute und barmherzige Menschen finden könne, die mich mit theilnehmender Liebe behandeln würden. Ich versprach, mich an seinen Rath zu halten und bat ihn, nur zu sagen, was er glaube, daß ich thun solle. Ein andermal, antwortete er mir, ein andermal; aber nichts desto weniger begann er eine Menge Personen, nicht blos aus der Gegend, sondern aus dem ganzen Reich aufzuzählen, bei denen ich wohlwollenden Schutz und Unterkommen finden würde, wofern ich mich ihnen nur durch ein Losungswort

zu erkennen gäbe, das er mich lehrte. Das alles kam mir sehr sonderbar vor, aber er betheuerte, daß eine große Gesellschaft bestehe, die beinah in allen Gemeinden verzweigt sei, und deren Zweck dahin gebe, einander unter sich, so wie allen unschuldig wegen irgend eines Verbrechens Verurtheilten zu helfen; diese Gesellschaft habe ihren eigenen König, ihre eigene Sprache, ihre eigene Gesetze, ihre eigene Verfassung, ihre eigenen Strafen und Strafgerichte; ja, man könne sie beinah als eben so gut organisirt betrachten, wie den Staat selbst."

„Der Fuchs ist immer listig gewesen. Er wollte Dich in unsern großen Bund verlocken." *)

---

*) Um der Vermuthung zu entgehen, daß des Verfassers Fantasie etwas erschaffen habe, was in der Wirklichkeit selbst nicht vorhanden ist, wollen wir erwähnen, daß verschiedene Verhältnisse den wirklichen Bestand einer solchen sehr weit verzweigten Diebsverbindung im Lande zur Gewißheit erhoben; daß diese Verbindung ihren eigenen König, ihre eigene Sprache, ihre eigenen Gesetze und mitunter ihren eigenen Strafcodex hat, steht vollkommen außer aller Frage, und wir werden im Verlauf dieser Arbeit Gelegenheit haben, vollständigere Aufschlüsse darüber zu ertheilen. Im Uebrigen verweisen wir jeden Zweifler an den Kommandanten von Langsholm, der gleichzeitig mit dem Verfasser Kenntniß von der Sachlage erhielt. Was die Verzweigungen im Lande betrifft, so nimmt man in Ostgothland allgemein an, daß sich eine combinirte Diebsbande auf dem Weg zwischen Norrköping und Jönköping vorgefunden habe. Man glaubt sogar bereits, mehreren Ausläufern in den Bezirken Nystadt, Kaga, Kärna, Tollstadt, Veta, Herrberg, und Wardsberg, um nicht eine noch weit größere Anzahl zu nennen, auf der Spur zu sein. Die Diebe stehlen gewöhnlich nicht in der Nähe ihrer eigenen Wohnorte, sondern sie erhalten durch Korrespondenz mit den

Charlotte hatte während ihres langen Arrestes ganz in sich verschlossen gelebt und dabei Gelegenheit erhalten, ihre Gedanken zu einem einzigen Bilde zu sammeln; ein unwiderstehliches Verlangen trieb sie, als sie sich wieder frei und von dem Manne ihrer Liebe umarmt sah, sich ihm gänzlich zu entschleiern.

Bisher hatte sie noch in gewissen Beziehungen unklar vor ihm gestanden. Sie hatten einander geliebt und manche aufopfernde Tugend für einander gezeigt, aber sie hatten nie daran gedacht, einander die Ursachen anzuvertrauen, warum sie sich auf demselben Wege begegneten. Sie hatten dieses Zusammentreffen für natürlich angesehen, weil es für ihre Herzen natürlich war, und sie hatten nicht weiter geforscht.

Während ihrer Gefangenschaft warf sich indessen Charlotte beinah mit Gewissensqual dieses Schweigen vor, und sie beschloß, sobald sie wieder mit ihm zusammentreffe, ihm alles anzuvertrauen, was sie berühre.

Sie sprach auch mehr aus innerem Bedürfniß, als weil sie bedachte, ob er sie mit Vergnügen anhöre oder nicht. Der Löwe empfing indeß ihre Mittheilungen mit wirklichem Vergnügen, denn alles, was Charlotte berührte, das berührte auch ihn.

Gleichwohl verstummte sie hier eine Weile, gleichsam um sich zu besinnen, wohin sie sich jetzt wenden sollte in ihrer Erzählung von der umfassenden Bahn, die sie betrat, als sie den Fuchs verließ und seinem Rath folgte.

Nachbarn die erforderlichen Mittheilungen, worauf sie sich bei Nacht zu Wagen vor dem Hause des Opfers einfinden, den Einbruch veranstalten, das Gestohlene auf Wagen laden, und sich auf die Flucht begeben. Die Verbrecherlisten hier im Ort machen diese Art und Weise, wie die Diebe zu Werke gehen, ganz unzweifelhaft.

„Fahr fort, fahr fort,“ ermahnte sie der Löwe, als sie in ihrer Schweigsamkeit beharrte.

„Du bittest mich fortzufahren. Aber was kann das helfen? Ich wurde, was ich bin. Gleichwohl . . . es ist wahr . . . zwei Augenblicke will ich doch nicht vergessen, zwei große, wichtige Augenblicke, die das Werk vollendeten.“

„Zwei Augenblicke, sprich, sprich.“

„Ein paar Jahre waren vergangen. Es war Nacht . . . ich befand mich mit einigen andern, auf dem Thiergartenberge . . . wir hatten zwischen den Bergklippen ein Feuer angemacht . . . und wir bildeten uns ein, daß wir Zigeuner wären. Ich wurde zur Preziosa der Gesellschaft ernannt . . . ich sang und tanzte.“

„Ich verstehe, auf was Du abzielst . . . still, still . . .“

„Nein, mein wilder Löwe, nein! Du mußt mich hören. Wie gesagt, ich sang und tanzte. Wir waren vergnügt und sahen ruhig der Zukunft entgegen . . . denn damals hatten wir wenigstens eine Freistätte in diesen Bergen, weil die Polizei noch nicht angefangen hatte, dort eine Hetzjagd auf uns anzustellen. Auf einmal hielt ich jedoch in meinem Tanz und Gesang ein, denn ein Jagdruf in den Bergen nahte meinen Ohren. Ich lauschte . . . man forderte mich auf, fortzufahren . . . aber ich lauschte blos . . . Noch einmal wurde der Jagdruf wiederholt. Ein sonderbares Zittern überfiel mich. Die Stimme war mir bekannt.“

„Ich bitte Dich, Charlotte, schweig, schweig; Du machst mich erröthen.“

„Erröthe immerhin, das steht Dir gut. Mein Herz war noch unschuldig. Mitten unter all den Lastern, die mich umgaben, war ich rein. Ein dritter Jagdruf ließ sich hören; und jetzt wußte ich bereits, von wem er kam, und mit einem einzigen Sprung eilte ich über das Feuer weg, oh, ja, ich hätte durch dasselbe springen können,

wenn es sich darum gehandelt hätte . . . ich verschwand im Walde . . . ich eilte meinem Jäger entgegen."

„Du eiltest mir entgegen, . . . ja, ja, ich erinnere mich."

„Ich hatte Dich viele, viele Jahre hindurch nicht gesehen . . . Dein Bild stand fortwährend vor meinen Augen. Jetzt schloß ich Dich in meine Arme."

„Aber schweig jetzt wenigstens, Charlotte . . erniedrige mich nicht in meinen eigenen Augen."

„Das nicht, aber Du mußt mich anhören. Ich war wahnsinnig vor Freude, Dich wiederzusehen . . . und Du?"

„Ich war noch wahnsinniger . . . aber so höre doch auf."

„In Wahrheit, Du warst wirklich noch wahnsinniger. Mit der Scheu eines verunglimpften Mädchens zog ich mich auch bald von Dir zurück. Du verfolgtest mich. Ich floh. Du befahlst mir stehen zu bleiben. Du drohtest mir. Ich wurde zornig. Unsere ganze Freundschaft schien abgebrochen zu sein. Du batest, und ich weigerte mich. Du befahlst, und ich trotzte."

„Ich war von Sinnen . . . noch einmal, still . . . um alles in der Welt, still . . ."

„Du zogst ein Pistol hervor und drohtest mich niederzuschießen. Erinnerst Du Dich meiner Antwort?"

„Ganz gut . . ."

„Ich bat Dich, zu schießen. Diese Bitte brachte Dich zu Dir selbst zurück und die Reue folgte der Narrheit auf der Spur, obschon sie nur eine andere Narrheit erzeugte. Mein Muth vernichtete Dich."

„Charlotte, Du hast Recht; dieser Augenblick war entsetzlich. Ich fand Tugend, mitten im Verbrechen; ich fand eine Blume aus meiner ersten Kindheit, die noch nicht vernichtet war. Wenn ich in diesem Augenblick in die Hände eines redlichen Mannes gefallen wäre,

so hätte ich vielleicht zu der Gesellschaft zurückkehren können, aber es war nicht so vom Schicksal bestimmt. Fahre jetzt fort, da Du mich durchaus plagen willst."

„In Deinem Gesicht las ich auch die Qualen, ich kann wohl sagen, Gewissensqualen, die in Deiner Seele rasten, und indem Du eben so heftig jetzt dem Gefühl einer blinden Reue voll Verachtung . . . ich kann kein anderes Wort gebrauchen . . . voll Verachtung gegen Dich selbst gehorchtest, drehtest Du die Pistolenmündung um, in der Absicht, Dir die Kugel durch die eigene Stirne zu jagen."

„Fahr fort, fahr fort," bat der Löwe, als Charlotte sich hier plötzlich unterbrach. „Warum fährst Du nicht fort?"

„Darum, weil ich nach Worten suche, um Dich und mich in diesem Augenblick zu schildern, und weil ich diese Worte nicht finde. Der Wahnsinn in Deinem Blick, die Verzweiflung in Deiner Miene, der entsetzliche Anblick der Pistolenmündung vor Deiner Stirne vernichtete jetzt mich. Ich sank zu Deinen Füßen und flüsterte Dir zu: ich bin Dein."

„Und der Schuß, Charlotte, der Schuß? Da Du Dich an alles so gut erinnerst, so hast Du auch sicherlich ihn nicht vergessen können."

„Ach, nein. Du erhobst die Pistolenmündung gegen den Himmel, und der Schuß ging los, während Du der Kugel befahlst zu den Sternen aufzufliegen und ihnen Dein Glück zu verkündigen."

„Du bist das einzige Weib in der Welt, Charlotte, vor dem ich mich einmal habe schämen müssen, vor dem ich mich gedemüthigt fühlte und das meinen kühnen Sinn gebeugt hat . . . darum liebe ich Dich, Charlotte, ich liebe Dich mit einer solchen Leidenschaft, daß ich ohne Dich nicht mehr gedeihen kann. Aber Du sprachest von einem andern wichtigen Augenblick . . . laß mich hören . . . berührt das auch mich?"

„Beurtheile es selbst. Ein Jahr verging nach unserem Zusammentreffen; ich war glücklich, denn ich besaß Dich. Ich schenkte Dir einen Sohn.“

Bei diesen Worten nahm das Gesicht des Löwen eine ganz blaßgelbe Farbe an. Ohne, daß seine Lippen sich von einander trennten, hörte man einen Laut, einen dumpfen Laut. Seine Hände ballten sich. Etwas Entsetzliches und Dämonisches schien in ihm zu arbeiten.

Während des vorhergehenden Gesprächs hatte der Leserpfarrer in Mamsell Michelsens Zimmer still lauschend an der dünnen Bretterwand gestanden.

Auch Mamsell Michelsen war mit weiblicher Neugierde dem Gang der Erzählung gefolgt.

Sie hörte zwar nicht alles, was gesagt wurde, sondern vieles ging verloren; aber das Wichtigste davon entging wenigstens dem Pfarrer nicht, der unabläßig und mit gespannter Aufmerksamkeit den Sprechenden folgte, wie wenn die Sache, um die es sich handelte, ihn selbst sehr nahe berührt hätte.

Er hatte also gehört, wie Charlotte erzählte, daß sie vom Gericht wegen Diebstahls verurtheilt, und hernach in einen großen Bund getreten sei, dessen Charakter und Zweck er unschwer errathen konnte. Ferner hörte er, wie sie als Landstreicherin herumgeirrt und endlich im Thiergartenberg, als freiwilliger Raub des Löwen gefallen sei.“

Während er diese gräßliche Geschichte anhörte, die jedoch weniger gräßlich war, wenn man sie vollständig,

als wenn man sie nur theilweise hörte, hatte die Miene des Leserpfarrers sich immer mehr verdüstert.

Leidenschaften von gewaltsamer und heftiger Art schienen in ihm zu zischen.

Die schwarze Charlotte begann mittlerweile den andern wichtigen Augenblick ihres Lebens zu beschreiben, und während sie sprach, schwand jeder Blutstropfen aus seinem Gesicht, und er nahm einen so todähnlichen, unheimlichen Ausdruck an, daß Mamsell Michelsen beinah vergaß, den Sprechenden zuzuhören, um statt dessen nur ihn zu beobachten.

Die Erzählung, die Charlotte jetzt gab, enthielt eine Schilderung jener, nicht so ganz seltenen, aber abscheulichen Verhältnisse aus dem geheimen Leben unsrer Tage, wo die Eltern selbst, hie und da durch religiöse Schwärmerei verleitet, zuweilen aber auch nur aus Rücksicht auf ihre bedrückte Lage, um das Liebste, was sie besitzen, vor Verdammniß und Elend zu retten, das Leben ihrer eigenen Kinder verkürzen zu müssen glauben.

Charlotte, die eine lebhafte Phantasie und ein warmes glühendes Herz hatte, warf auf diesen Moment ihres Lebens ein entsetzliches Licht.

„Ein Kind," sagte sie, „das durch zwei Verbrecher zur Welt gefördert worden, ist zum Verbrechen geboren. Die Gesellschaft erkennt es nie an; es muß wie ein Raubthier neben der Gesellschaft heranwachsen, und auf dem Richtblock, wo es einst bluten muß, wird es mit Recht einen Fluch auf diejenigen zurückschleudern können, die ihm das Leben gegeben haben."

Mit flammenden Worten entwarf sie die Zeichnung, und das Colorit glänzte von dem vulkanischen Feuer, das in ihrem eigenen Busen brannte.

Als sie schloß, glaubte Mamsell Michelsen, die nur das eine und andere Wort von der Erzählung gehört hatte, zu bemerken, daß in dem Leserpfarrer etwas Ungewöhnliches vorgehe. Er lehnte sich dicht an die Wand,

als ob er sie durchdringen wollte. Sein Mund stand halb offen, als wollte er sprechen; sein Blick stierte.

Murmelte er nicht einen Fluch?

„So steht es mit mir," rief Charlotte. „Jetzt bin ich Dein," fügte sie darauf hinzu und drückte den Löwen an ihre Brust. Im Himmel und auf Erden nur Dein . . . und Du . . ."

„Dein . . . nur Dein."

„Ich glaube Dir, denn ich würde sterben, wenn ich zweifelte. Gebiete jetzt über mich."

Der Löwe betrachtete sie mit feurigen Blicken.

„Du bist mein Leben," sagte sie, „Du bist mein Haupt, Du bist mein Wille, befiehl."

„Du bist mein Juwel, mein Schmuck . . ."

„Du bist mein Arm . . ."

„Du bist mein Alles . . ."

„Befiehl, befiehl!"

Sie waren dermaßen mit einander beschäftigt, daß sie nicht bemerkten, wie die Thüre des Zimmers sich öffnete und ein bleiches Gesicht hereinschaute.

„Während meines Aufenthaltes in Paris entstand ein großer Gedanke in mir und dieser Gedanke ist zu neuem Leben erwacht. Ein Zufall hat mir die ersten Hindernisse überwinden geholfen, und Vieles ist jetzt anders, als zur Zeit, wo wir das letztemal beisammen waren. Du sollst einmal alles erfahren. Jetzt müssen wir handeln. Wir brauchen Geld . . . Geld . . . . und abermals Geld."

„Ich gehorche Dir . . . befiehl nur."

„Du sollst auch zu thun bekommen . . . zweifle nicht daran.“

„Befiehl, befiehl! Hier unten und da droben bist Du mein Gott! Befiehl!“

Die Thüre wurde jetzt geschlossen; sie hörten die Fußtritte eines Hereintretenden und sahen sich um.

Vor ihnen stand der Leserpfarrer.

Charlotte sprang bei seinem Anblick mit einem Ausruf der Ueberraschung vom Löwen zurück.

„Ha, mein Bruder!“ rief sie.

„Wahnwitzige, Verlorene!“ redete er sie an. „Erschrick, das ist ganz recht, denn ich bin Dein Bruder; und er . . . dieser da . . .“

Er warf einen verächtlichen Blick auf den Löwen.

„Er ist Dein Gott hier unten und dort oben?“

Und ein höhnisches, obschon halb ersticktes Lachen, ertönte von seinen bleichen, dünnen Lippen.

Seine Stimme, seine Worte und sein Aussehen lähmten Charlotte und sogar den Löwen auf einen Augenblick.

„Ich habe Deine Beichte gehört, Weib,“ fuhr der Leserpfarrer fort, indem seine Stimme immer eisiger und kälter wurde; „Du bist so tief gesunken, als ein Weib nur sinken kann. Thaten wie die Deinigen sind es, die den Henker auf Erden nothwendig machen.“

Der Löwe kam inzwischen wieder zu sich und trat jetzt gegen den Leserpfarrer auf.

„Entfernen Sie sich von hier,“ sagte er zu ihm, „entfernen Sie sich augenblicklich.“

Und er machte eine drohende Bewegung, aber der Pfarrer achtete nicht darauf, sondern hielt seinen eiskalten Blick nur auf Charlotte geheftet.

„Wegen Diebstahls verurtheilt,“ sagte er.

Er schien beinahe für sich allein zu sprechen.

„Kindsmörderin!“ fügte er dann hinzu.

Er sprach das Wort so langsam wie möglich aus,

als wollte er dadurch das Gräßliche in der Anschuldigung selbst verlängern.

„Komm!“ sagte er dann, „Du mußt mir folgen.“

Und er ergriff Charlottens Hand, um sie mit sich zu ziehen.

„Zurück!“ rief der Löwe, „zwischen Dir und Charlotte stehe ich.“

„Du?“

Der Leserpfarrer warf einen neuen verächtlichen Blick auf ihn.

„Wer bist Du? Eine Handvoll Staub . . . ein Rohr . . . ein Blatt, das der Wind hin und her weht . . . Du bist nicht einmal das, Du bist ein tief verhärteter Verbrecher, ein gebrochenes Rohr, ein verwelktes Blatt.“

„Wer ich sein mag, gleichviel . . . aber ich befehle Dir, Charlotte loszulassen; sie ist mein.“

„Du täuschest Dich . . . sie ist mein . . . meine Schwester.“

„Laß sie los, sage ich Dir noch einmal; ich habe Dir gesagt, daß sie mein ist.“

„Folge mir, Charlotte . . . ich befehle Dir . . . folge mir.“

„Und ich befehle ihr dazubleiben.“

„Komm, komm!“

„Ehe Du sie wegführst, betrachte doch ihr Kleid; das ist ihr Brautkeid mit mir.“

Der Geistliche war bisher von seinen eigenen Gedanken allzubeschäftigt gewesen, um auf ihr Kleid zu achten; aber er warf jetzt einen Blick darauf, und als er das weiße Sträflingskleid sah, ließ er sie los mit einem Schreck, wie wenn er ein giftiges Thier berührt hätte.

Der Löwe lächelte bitter.

„Barmherziger Gott,“ sagte der Leserpfarrer, „ist es so weit gekommen?“

Aber bald richtete er sein Haupt wieder auf und blickte den Löwen stolz an.

„Allmächtige Vorsehung!" rief er dann, „noch am Rande des Abgrundes will ich sie retten. Folge mir, Charlotte! im Namen der ewigen Gerechtigkeit fordere ich Dich auf, mir zu folgen."

„Zurück!" brüllte der Löwe, „im Namen der Hölle verlange ich, daß sie da bleibt."

Der Leserpfarrer maß ihn von Kopf zu Fuß.

„Fort von hier," sagte der Löwe, „sonst . . ."

„Sonst?" wiederholte der Geistliche herausfordernd.

Der Löwe hielt diese Verachtung und den Hohn, den er zeigte, nicht länger aus, sondern erhob seine Hand, um ihn am Kragen zu fassen und die Treppe hinab zu werfen.

Charlotte bemerkte seine Absicht bei Zeit und sprang zwischen beide.

„Vergiß nicht, daß es mein Bruder ist," rief sie.

„Dein Bruder?" sagte der Löwe . . . „wohlan denn . . . Du liebst also Deinen Bruder mehr als mich . . . gut . . . so folge ihm."

Jetzt war es der Leserpfarrer, der lächelte.

Charlotte senkte ihr Haupt. Sie blieb still.

„Wähle!" sagte ihr Bruder.

„Wähle!" rief der Löwe.

„Der Himmel ruft Dich zur Reue, zur Besserung, zur Versöhnung und Gnade."

„Die Hölle ruft Dich zu . . . zu . . ."

„Zum Schaffot!" fiel der Priester ein.

„Wähle!"

„Wähle."

Charlotte erhob ihr Haupt wieder und ihre Blicke irrten zwischen beiden umher.

„Wähle!" wiederholten sie, „wähle!"

„Ich habe gewählt," sagte sie. „Ich bin Dein."

Und sie stürzte in des Löwen offene Arme.

Der Leserpfarrer wurde leichenblaß.

„Fluch!“ rief er, „Fluch!“

Und er kehrte ihr den Rücken und entfernte sich.

Vierzehntes Kapitel.

Die Baronin Lander.

Schweden besitzt eine Staatskirche und ein Strafgesetz, welches jeden, der von derselben abfällt, mit Landesverweisung bedroht.

In dem Glauben, worin man geboren ist, soll man auch sterben. Die Ueberzeugung oder das Gewissen besitzen kein Forum, an das man in dieser Beziehung appelliren kann. Der Status quo ist das Losungswort unserer Staatskirche.

Nichts destoweniger fehlt es in Schweden nicht an einer katholischen Kirche, einer katholischen Priesterschaft und einer katholischen Gemeinde. Ebenso steht fest, daß diese Gemeinde mehr als einen gebornen Lutheraner in ihrer Mitte zählt, der seinem Glaubensbekenntniß zwar nicht öffentlich entsagt und nicht öffentlich die katholische Confession angenommen, sondern dieß in aller Heimlichkeit gethan hat.

Wir glaubten diese Bemerkungen vorausschicken zu müssen, damit das Nachfolgende recht verstanden werden kann.

Die Baronin Lander bewohnte ein Haus in der Regierungsstraße. Dasselbe war nicht groß, es hatte nur vier Fenster in der Breite, und sie konnte also nicht

sonderlich viel Raum haben. Ihre Wohnung bestand ganz anspruchslos aus drei Zimmern, einem Salon, einem Wohnzimmer und einem Schlafkabinet, denn ein kleines Toilettenstübchen vor demselben konnte nicht als ein ordentliches Zimmer betrachtet werden.

Vor der Thüre dieses Hauses stand eine Equipage, obschon man nur von dem Kutscher, der die freiherrliche Livree trug, sagen konnte, daß er die Ansprüche der Familie auf äußere Pracht repräsentire, während dagegen Pferde und Wagen zwar recht gut waren, offenbar aber nicht aus einem Stall mit Marmorkrippen, sondern aus dem Stall und der Remise eines Miethkutschers stammten.

In Bezug auf diese Vermuthung ist durchaus kein Irrthum möglich.

Der Baronin erlaubten ihre ökonomischen Verhältnisse nicht, einen eigenen Stall zu halten. Dennoch bedurfte sie einer Equipage, weil sie manchmal fahren mußte. Was war also natürlicher, als daß sie sich eine Equipage miethete, und, um dieselbe so sehr als möglich zu ihrer eigenen zu machen, den Kutscher ihre freiherrliche Livree anziehen ließ? Vom ganzen Zugehör eines gewöhnlichen Stalls konnte sie nur die Livree ihr eigen nennen.

Ihre Eitelkeit war mit einem livreegekleideten Kutscher auf dem Bock festverwachsen. So lange sie sich erinnern konnte, hatte sie einen Menschen in Livree die Peitsche handhaben gesehen, und es wäre ihr etwas Schreckliches gewesen, wenn der Livreediener vom Kutschenbock herabgestiegen wäre, ehe ihre Eitelkeit ins Grab gestiegen war.

Ihre Equipage hielt inzwischen vor der Hausthüre.

„Beabsichtigt die Frau Baronin auszufahren?“ wurde der Kutscher von einem eleganten jungen Herrn gefragt, der am Wagen vorbeiging und augenscheinlich im Sinne hatte, sich ins Haus hinauf zu begeben.

„Die Frau Baronin hat ihre Pferde bestellt . . .“

Der elegante Herr . . . in welchem wir den jungen Diplomaten wiedererkennen, den wir bei Kellners Banquett schon einen Augenblick gesehen haben . . ., beschleunigte seine Schritte und eilte zur Thüre hinein.

Wir wollen ihm folgen.

Nachdem er eine Treppe hinaufgegangen war, blieb er, die Hand nach der Klinke ausgestreckt, vor einer Flügelthüre stehen. Kaum hatte er jedoch die Klingel erfaßt, als er mit einer raschen Kopfbewegung seinen Entschluß änderte und statt dessen nach der Klinke griff.

Ein fröhlicher Ausdruck zeigte sich in seinem Gesicht, als er bemerkte, daß die Thüre nicht von innen verschlossen war, sondern aufging, sobald er sie berührte.

„Gut, so schlüpfe ich einmal zu meiner Frau Mutter hinein, ohne daß die Glocke vorher von meiner Ankunft schwatzt.“

Ohne Lärm zu machen, verschloß er die Thüre hinter sich, legte im Salon seinen Ueberrock ab und begab sich still und leise ins Wohnzimmer.

„Es ist doch unvorsichtig von meiner Mutter,“ bemerkte er, als er so weit gekommen war, „daß sie ihre Thüren nicht verschlossen hält; da kann ja jedermann hereindringen und mitnehmen, was er nur will. Laß sehen, wie weit ich kommen kann, ohne daß jemand mich bemerkt.“

Die Thüre des Schlafzimmers war zu und er öffnete sie mit der größten Vorsicht.

Er that dieß auch nicht ohne eine gewisse Neugierde.

Seine Mutter hatte ihm zwar nie verboten, ins Schlafzimmer einzutreten, aber sie hatte ihn auch nie eingeladen, dahin zu kommen; es hatte sich immer so gefügt, daß sie ihn im Salon oder im Wohnzimmer empfangen hatte.

Es war also das erstemal, daß er jetzt die Thüre des Schlafkabinets öffnete.

Den Kopf hinein geneigt, blickte er um sich, um die

Gegenstände zu betrachten, zumal da er seine Mutter nicht sogleich sah.

„Ist das Haus leer?" fragte er sich verwundert, „aber was bedeutet denn das, daß der Kutscher drunten wartet?"

Eine leise betende Stimme traf in diesem Augenblick sein Ohr, und als er seine Aufmerksamkeit nach dieser Seite wandte, sah er die Thüre eines kleinen Stübchens halb offen.

So leise wie möglich schlich er darauf zu.

„Meine Mutter macht ihre Toilette," sagte er bei sich selbst, „ich will sie überraschen."

Aber wenn seine Mutter durch seine ungebetene Erscheinung überrascht werden sollte, so wurde er es seinerseits noch mehr.

Als er in das Stübchen hineinblickte, schien es ihm, als ob dasselbe ganz und gar nicht einem Toilettenzimmer, sondern vielmehr einem Betzimmer gliche.

Ein Rollvorhang, so dicht, daß er jeden Sonnenstrahl ausschloß, verdunkelte das Zimmer.

Eine einzige Lampe, die vor einem Christus am Kreuz hing, beleuchtete es dagegen.

Seitwärts vom Kruzifix hingen zurückgeschlagene Gardinen.

Ein Stück davon stand ein ganz eigenes Möbel; aber er vermuthete, es werde ein Beichtschemel sein.

Vor dem Christusbild sah er seine Mutter in gebeugter, betender Stellung.

„Mein Gott," sagte er für sich selbst, „sehe ich recht? Sollte meine Mutter eine heimliche Katholikin sein? Ich muß die Sache zu erfahren suchen."

Aber er that sich Einhalt in demselben Augenblick, wo er zu ihr eintreten wollte.

„Warum soll ich mich jedoch in ihre Geheimnisse einschleichen?" bemerkte er. „Meine Mutter mag glauben, was sie will . . . sie ist jedenfalls immer eine gute

Mutter . . . und ich muß ihre Ueberzeugung ehren ... das ist ja doch etwas, was jedermann nur mit seinem eigenen Gewissen abzumachen hat."

Unter diesen Betrachtungen zog er sich immer mehr zurück, und zwar mit solcher Vorsicht, daß er bereits wieder an der Thüre des Schlafzimmers stand, ohne gehört worden zu sein.

„Ich muß gleichwohl mit ihr sprechen," erinnerte er sich hier. „Ich will sie auf meine Gegenwart aufmerksam machen.

Nichts war auch leichter und er brauchte blos etwas stark auf die Klinke zu drücken, um sie zur Besinnung zurückzurufen.

Im nächsten Augenblick trat sie aus dem Stübchen heraus.

Beim Anblick ihres Sohnes warf sie einen mißvergnügten, fragenden Blick auf ihn, ohne jedoch ein Wort zu äußern.

„Sie sind gar zu unvorsichtig, liebe Mutter," sagte der Sohn, „daß Sie Ihre Thüren offen stehen lassen; man könnte, ohne daß Sie Etwas davon merkten, in Ihr Allerheiligstes eindringen."

Er legte auf die letzten Worte einen besondern Ton, der seiner Mutter nicht entging.

„Was willst Du hier?" bemerkte sie jedoch ganz kurz. „Meine Thüren mögen verschlossen oder offen sein, so müssen sie dennoch immer, wenigstens für meinen Sohn, heilig sein.

Indem auch sie ihre Worte betonte, gab sie die kleine Anspielung zurück, die er gegen sie gerichtet hatte.

„Sie sind unzufrieden mit mir, liebe Mutter; aber um alles in der Welt seien Sie das nicht. Ich habe die Achtung gegen Sie nicht verletzen wollen. Aber da ich niemand sah, so vermuthete ich, Sie würden hier sein."

„Schon gut, Fritz; laß uns ins Wohnzimmer hinausgehen."

Fritz wollte jedoch den Platz nicht so bald räumen; er wünschte sogar in das Allerheiligste eindringen zu können, inzwischen jetzt nicht aus Neugierde, sondern vielmehr in der edleren Absicht, seine Mutter zu bestimmen, daß sie ihm offen ihr Geheimniß anvertrauen möchte, was ihn sehr gefreut und vielleicht ihrem gegenseitigen Verhältniß einen aufrichtigeren und innigeren Charakter gegeben haben würde, als er bis jetzt besaß.

„Sie wohnen sehr nett, liebe Mutter," sagte er daher; „wahrhaftig, ich hätte kaum geglaubt, daß Ihr Schlafzimmer so angenehm wäre, wie ich es jetzt finde. Und dieses Toilettenstübchen dort . . . es ist ja ganz charmant . . . es ist bequem und nett."

Die Baronin hörte ihn an, ohne ihren Platz oder eine Miene zu verändern.

Sie fixirte ihn blos.

„Es freut mich, daß meine Wohnung Dir gefällt; Du dürftest vielleicht mein Toilettenstübchen sehen wollen."

Während sie sprach, lag etwas Strenges und Kaltes in ihrem Gesicht, so daß man unmöglich erforschen konnte, was in ihrem Innern vorging.

„Wirklich, liebe Mutter, Sie sollten es mir zeigen wollen? . . . das ist beinahe mehr, als ich zu hoffen wagte."

„Warte ein wenig, ich will den Rollvorhang hinaufziehen."

Die Baronin kehrte darauf ins Toilettenstübchen zurück, und Fritz hörte darin ein kurzes Getöne, wie wenn Holz auf Holz schlägt, worauf die Gardine hörbar in die Höhe rollte.

„So . . . jetzt sei mir willkommen."

Aber als Fritz jetzt in das Zimmer trat, wie verschieden war es nicht von dem, was er so eben gesehen hatte!

Das Tageslicht fiel jetzt durchs Fenster herein, und das Zimmer hatte ein heiteres und angenehmes Aussehen. Der Beichtschemel war wie durch einen Zauberschlag in einen Toilettentisch verwandelt, und Fritz bemerkte, daß diese Verwandlung nur durch Herablassung einer vorher hinaufgeschobenen Klappe vor sich gegangen war, die jetzt die Tischscheibe selbst ausmachte, und worin ein in einer Angel ruhender Spiegelrahmen eingepaßt war. Schmucksachen fanden sich jedoch nicht auf dem Tische vor; aber er bemerkte statt dessen auf den Seiten einige Schublädchen und vermuthete, daß der Toilettenbedarf hier seinen Platz habe. Die Lampe war ebenfalls ausgelöscht und die Gardinen waren vor dem Christusbild zugezogen.

Die Verehrung, die seine Mutter ihm immer eingeflößt, verwehrte ihm indeß alle Zeichen von Verwunderung, und da er sah, daß sie ihr Geheimniß bewahren wollte, so glaubte er sie auch nicht durch Andeutungen und Bemerkungen verletzen zu dürfen. Er begnügte sich daher damit, das hübsche Toilettenstübchen zu rühmen.

„Laß uns jetzt aufbrechen," sagte sie, nachdem Fritz sich umgesehen hatte, „und hinaus gehen. Es ist recht gut, daß Du kamst . . . ich habe etwas mit Dir zu sprechen."

Langsam schritt sie aus dem Zimmer und Fritz folgte ihr nach.

Obschon die Baronin Lander keine geborne Französin war, so wollte sie sich doch gerne dafür ansehen lassen.

Frankreich war für sie der Inbegriff aller Herrlich-

keiten der Welt. Von diesem Lande her war nach ihren Begriffen alles Bewundernswerthe gekommen, was sich nur vorfand; gute Sitten und nützliche Gewohnheiten, feine Bildung und Etikette, Geschmack und schöne Moden, Alles stammte daher.

Aber unter Frankreich verstand sie nichts anderes, als die französische Aristokratie.

In der ehemaligen Größe und den glänzenden Eigenschaften derselben erblickte sie den Gipfelpunkt aller menschlichen Entwicklung und Kultur; in ihrer Eitelkeit und in ihrem Leichtsinn sah sie nur ein unschuldiges, fröhliches Spiel, das man gegenwärtig nicht zu beurtheilen verstand. In manchen Fällen war sie mit ihrer Anschauungsweise für ihre Bekannte ein Räthsel. Selbst in ihrer Vertheidigung des französischen Leichtsinnes lag ein Widerspruch mit ihrem eigenen steifen Wesen. Sie selbst hatte sich, wie es schien, in dieser Beziehung niemals etwas vorzuwerfen; aber wollte man ihre Augen blitzen und ihre Wangen feuerroth werden sehen, so brauchte man sie nur in diesem Punkt anzugreifen.

Die Motive zu ihrer Vertheidigung entlehnte sie am liebsten aus der französischen Geschichte, und darin fehlt es nicht an den nöthigen Beweismitteln.

Während der französischen Revolution, zur Zeit des entsetzlichen Ereignisses im Karmelitergefängniß, wo am 2. September 1792 die Gefangenen von den Jacobinern ermordet wurden, befand sich unter denselben ein Opfer, für welches sich ein junges Mädchen, nicht aus Liebe, sondern wegen der Dienste, die der betreffende Mann ihr und ihren Aeltern geleistet hatte, aufs Höchste interessirte, weßhalb sie auch aus Erkenntlichkeit beschloß, ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen und ihm ein Grab in geweihter Erde zu verschaffen. Von diesem Gedanken gänzlich in Anspruch genommen, hörte sie einen ungewöhnlichen Lärm auf der Straße und das Getöse eines heranrollenden Wagens. Schnell eilt sie ans Fenster

und nun sieht sie den Wagen mit Leichnamen beladen, unter denen sie auch den Mann entdeckte, den sie so hoch geachtet hatte. Ein Feldscheerer, der in ihrer Nachbarschaft wohnte, war zufällig bei ihr. Ihm zeigte sie den Todten und forderte ihn auf, sich hinabzubegeben und die Leiche zu kaufen, unter dem Vorwand, daß er sie zu anatomischen Studien brauche. Der Chirurg geht und kommt nach einer Weile mit dem Opfer zurück. Sie begannen bereits sich über die Beerdigung zu berathen, als sie zu ihrer Bestürzung den Todten sich aufrichten sahen, worauf er um Kleider bittet, um sich zu bedecken.

Nachdem er sie erhalten, erzählte er: als er das schreckliche Schicksal seiner Unglücksgefährten gesehen, da sei es ihm eingefallen, sich unter die Ermordeten zu werfen und sich todt zu stellen; die Sache sei auch gelungen, man habe ihn entkleidet und nebst den übrigen auf den Karren geworfen. Das Blut, womit er bedeckt war, war von den Leichnamen, unter denen er lag, auf ihn herabgeflossen; er selbst war nicht im mindesten verletzt.

Hätte nicht die Erkenntlichkeit des jungen Mädchens über ihn gewacht, so wäre er mit den übrigen Leichen lebendig begraben worden und hätte seinem gräßlichen Schicksal nicht entgehen können.

Nach diesem Ereigniß erwachte eine zärtlichere Neigung zwischen dem Erretteten und seiner Retterin.

Es gelang ihnen, einen Theil ihres Vermögens in Sicherheit zu bringen; dann emigrirten sie aus Frankreich und heiratheten sich, sobald sie über der Grenze waren.

Henriette Lander hatte dieser Verbindung ihr Leben zu verdanken.

Nichts destoweniger lag etwas Mystisches über ihrem ganzen Leben, sogar über ihrer Geburt.

Ihr Vater hatte sich für einen Grafen von Laupun, ihre Mutter für ein Fräulein von Ponts ausgegeben, so

daß sie beide von Geschlechtern abstammten, die von den ältesten Zeiten her, besonders aber seit Ludwig XIV. her, berühmt waren; inzwischen hatten sie während der Revolution ihrem Namen und Rang entsagen müssen und dieselben auch auf fremdem Boden nicht wieder annehmen wollen, weil ihre Vermögensumstände in Verfall gerathen waren.

Henriette wurde in Stockholm geboren und vermählte sich dort mit einem Baron Lander, einem strengen, unfreundlichen, ernsten Manne, der sich nicht besonders dazu eignete, ein Weib glücklich zu machen.

Der einzige Sprößling dieser Ehe war Fritz.

Ungeachtet ihre Eltern Katholiken waren, so hatte man sie doch im protestantischen Glauben erzogen, und im Publikum glaubte man nicht anders, als daß sie den Grundsätzen desselben treu ergeben sei.

Was sie veranlaßt hatte, von dem lutherischen Glauben abzufallen, wußte niemand, um so weniger, als selbst ihr Uebertritt ein Geheimniß war.

Man erinnerte sich wohl, daß sie in frühern Jahren ein fröhliches und wildes Mädchen gewesen war . . . aber dies alles war sie jetzt nicht mehr.

Baron Lander, ihr Mann, war einige Jahre nach ihrer Vermählung auf eine ebenso plötzliche als schreckliche Art durch die Hand eines Meuchelmörders gefallen, und obschon man Alles that, um den Mörder zu entdecken, so ruhte dennoch ein undurchdringlicher Schleier über der Sache.

Ihr Vermögen war nicht groß und gleichwohl lebte sie mehr comme il faut, als, wie man glaubte, ihre Mittel ihr hätten erlauben sollen. Man wußte auch nichts davon, daß sie besonders einflußreiche Verbindungen gehabt hätte, und dennoch konnte man nicht läugnen, daß sie manchmal Versprechungen machte, die gänzlich

außerhalb ihrer Sphäre zu liegen schienen, aber gewöhnlich sogleich erfüllt wurden.

Kurz und gut, sie war ein Räthsel.

Die Baronin Lander und ihr Sohn hatten im Wohnzimmer auf dem Sofa Platz genommen.

„Deine Liebe zu Fräulein Jaquette, der Tochter des Generals," begann die Baronin, „ist sich noch immer gleich?"

„Ja, meine Mutter, ich liebe sie und bin hieher gekommen, um mit Ihnen darüber zu sprechen.

„Du weißt, daß ich lange Deine Neigung mißbilligt habe, weil die Angelegenheiten des Generals nicht sonderlich glänzend sind und Du eine reichere Parthie machen solltest; inzwischen habe ich jetzt meine Ansicht verändert."

„Was höre ich, meine Mutter? . . . Sie sollten auf meine Seite übergetreten sein . . . Sie wissen also nicht . . ."

„Was meinst Du . . .? Was sollte ich nicht wissen?"

„Ich bin drei Wochen lang krank gelegen, liebe Mutter."

„Krank? Und Du hast mich nicht davon in Kenntniß gesetzt?"

„Warum hätte ich Sie beunruhigen sollen? Sie konnten mir ja doch nicht helfen. Im Uebrigen war die Krankheit nicht tödtlich . . . ungeachtet . . ."

„Ungeachtet . . .? Sprich ruhig, Fritz; ich liebe Ruhe . . . Du weißt es . . . ruhig gesprochen und ruhig gedacht."

„Ich habe gefreit und eine abschlägige Antwort erhalten."

„Einen Korb? Ich fürchtete es beinahe. Aber was kann der General damit meinen? Laß mich Deine Ansicht hören . . . weißt Du etwas?"

„Während ich krank lag, konnte ich die Verhältnisse nicht genauer untersuchen; aber man hat mir gesagt, Jaquette habe sich verliebt . . ."

„In einen andern . . . in wen?"

„In einen kürzlich erst in Schweden angekommenen jungen Amerikaner, einen Verwandten des Großhändlers Kellner, der, nachdem seine Eltern drüben gestorben, mit einem ungeheuren Vermögen hieher zurückgekehrt sein soll. So viel ist wenigstens sicher, daß er das Haus gegenüber dem General gekauft hat, wie auch, daß Fräulein Jaquette und er beständig am Fenster sitzen und einander ansehen sollen. Dieser Tage sagte mir sogar jemand, man habe sie öffentlich beisammen gesehen."

Die Baronin Lander folgte der Erzählung ihres Sohnes mit einem Ausdruck der Verwunderung, wie wenn sie sich über jedes Wort, das sie hörte, beunruhigte.

„Und wie heißt denn dieser aus Amerika zurückgekommene Verwandte Kellners?" fragte sie. „Du weißt doch wohl seinen Namen?"

Ihre Stimme war nicht mehr so ruhig wie vorher, ebenso wenig ihre Miene. Sie schien den Namen bereits zu errathen, aber ihn nicht ohne Bangen anhören zu können.

„Er heißt Paul Kellner."

Als sie Pauls Namen hörte, erhob sie sich heftig.

„Ich ahnte es," sagte sie.

Und sie ging im Zimmer auf und ab, als wollte sie sich beruhigen; das gelang ihr auch.

„Höre, Fritz," sagte sie dann. „Du weißt, daß ich Dich lieb habe und eigentlich nur dafür lebe, Dir eine unabhängige und gesicherte Zukunft zu verschaffen. Du

mußt mich ebenfalls lieben . . . nicht wahr . . . Du thust es?"

„Gewiß, liebe Mutter, Sie flößen mir sowohl Ehrfurcht als Ergebenheit ein."

„Das ist schön, Fritz. Du wirst sicherlich ein Vertrauen nicht mißbrauchen, das ich Dir zwar jetzt noch nicht schenken wollte, das Dir aber in Folge dessen, was Du mir erzähltest, nicht länger vorenthalten werden darf."

„Seien Sie überzeugt, Mutter, daß ich niemals Ihr Vertauen verrathen könnte, am allerwenigsten, wenn die Sache Sie selbst betrifft. Haben Sie die Güte, zu sprechen, meine Mutter."

„Als Du mir Deine Neigung für Fräulein Jaquette zum erstenmal anvertrautest, widersetzte ich mich dagegen und ich hatte mehr als einen Grund dazu, unter Anderem fürchtete ich wirklich eine abschlägige Antwort; aber seit ein paar Wochen sind Umstände eingetroffen, die mich veranlaßt haben, auf Deine Seite überzutreten und eine Verbindung mit dem Hause des Generals zu wünschen. Du kannst mich nicht recht verstehen und ich kann mich auch nicht vollständig erklären. Die Sache ist mit kurzen Worten die, daß der General um ein älteres Verhältniß weiß, das zwar allerdings nicht von besonderer Wichtigkeit ist, dennoch aber Geschwätze und Geklatsche veranlassen und möglicherweise die garstige Geschichte von dem entsetzlichen Ende Deines Vaters, meines seligen Mannes, wieder aufrühren könnte. Ach, mein Gott, wenn ich daran denke, so verwirren sich meine Sinne und ich möchte am liebsten todt sein. In meinen Jahren, Fritz, wünscht man Ruhe zu bekommen, und Du kannst Dich nicht darüber wundern, wenn Deine alte Mutter, nachdem sie alles gethan hat, was in der Macht eines Menschen steht, damit das schauerliche Ereigniß vollständig an den Tag käme, am Abend ihres Lebens nicht gern von Neuem eine Wunde aufreißen will,

die nach zwanzig Jahren endlich geheilt worden war. Frieden mit den Todten heißt es, und ich will hinzufügen: Frieden mit den Lebendigen! Der General ist ein in vielen Beziehungen achtbarer und vortrefflicher Mann, das kann ich nicht läugnen; aber er ist aufbrausend, heftig, argwöhnisch, und ich fühle mich immer bang in seiner Gesellschaft. Als ich dies ruhig bedachte, so glaubte ich auch Deinen Wünschen nachgeben und meine Interessen so gut wie möglich mit denen des Generals vereinigen zu müssen. In einem Augenblick heftigen Aufbrausens wäre er im Stand, alles herauszuschwatzen, und sein Ansehen könnte der Sache eine Bedeutung geben, die sie in Wahrheit nicht besaß, der man sich aber doch nicht gerne blosstellen möchte."

„Ich verstehe Sie vollkommen, meine Mutter," fiel Fritz ein. „Der General ist unläugbar etwas zu heftig . . . aber er ist ein alter Mann und man muß Nachsicht haben. Im Uebrigen theile ich aufrichtig Ihren Wunsch, daß die Umstände bei dem traurigen Tod meines Vaters nicht von Neuem Gegenstand des allgemeinen Geplauders und der öffentlichen Neugierde werden mögen. Dadurch wird die Sache nicht verbessert, sondern nur verschlimmert. In unsern Tagen treibt die öffentliche Diskussion dermaßen Wucher mit dem Skandal, daß man, wenn man ihm einmal überantwortet ist, nicht mehr berechnen kann, wohin er seinen Weg nimmt. Meines Vaters Gedächtniß ist mir wie Ihnen theuer und werth; mögen wir also im Stillen seinen Tod beweinen und sein Andenken verehren, aber nichts thun, wodurch unser Name von Neuem vor das Publikum gebracht wird, und zwar mit Insinuationen, die sich ganz und gar nicht beweisen lassen, deßungeachtet aber für die öffentliche Meinung maßgebend sind. Ich habe die Protokolle durchlesen und die Ueberzeugung gewonnen, daß Kellner, der jüngere Bruder des alten Hermann Kellner, den Mord begangen hat. Obschon es ihm übrigens gelungen ist, sich dem

Gericht zu entziehen, so scheint doch sein Gewissen ihn hinreichend gestraft zu haben, denn man hat nie mehr von ihm reden gehört . . . er ist verschwunden . . ."

„Du hast einen klaren Blick, Fritz; es freut Deine Mutter, Dich reden zu hören, und sei überzeugt, daß Du Dich in Deinem Urtheil nicht täuschest. Dieser Kellner hat Deinen Vater immer gehaßt. Es bestand zwischen ihnen eine persönliche Feindschaft, die ich gleichwohl nicht zu ergründen vermochte. Derjenige von den drei Brüdern Kellner, der ins Ausland reiste und dessen Sohn jetzt ins Vaterland zurückgekehrt ist, haßte uns ebenfalls immer, und der Sohn wandelt in den Fußstapfen seines Vaters. Ich traue ihm auch schlechte Absichten gegen uns oder wenigstens gegen euch zu; ja ich bin sogar überzeugt davon, und es wäre nicht gut, wenn Paul Kellner und der General in nähere Berührung mit einander kämen. Glaube mir, ich kenne diese Herren. Wir müssen deßhalb dem Verhältniß zwischen ihnen ein Ende machen, und während ich Dich vorher bat, Deine Bewerbung um Jaquette zu unterlassen, so bitte ich Dich jetzt, sie fortzusetzen.

Die Baronin sprach sich mit solcher Offenheit aus, daß Fritz unmöglich dabei etwas Böses denken konnte.

„Aber Jaquettens abschlägige Antwort, kann ich . . ."

„Nimm die Sache ganz ruhig, Fritz. Lache über ihre Weigerung und fahre in Deinen Aufmerksamkeiten gegen sie fort."

„Sie glauben also, daß . . ."

„Ich kenne die Frauenzimmer, Fritz; sie sind nicht so ungeberdig, wie sie aussehen wollen. Eine Dame hat weiter Nichts, als ihr Herz zu vergeben, und sie möchte gern den Herren weißmachen, daß dieses eine wahre Festung sei, obschon sie weiß, daß es blos ein Mobilienstück ist. Wenn sie einen Korb gibt, so weiß ein Mädchen gewöhnlich nicht, ob sie recht daran thut, und hinter jeder abschlägigen Antwort seufzt meistens ein beklom-

menes Herz nach. Eine Dame will beim ersten Angriff ihre Brustwehr nicht aufgeben, aber sie widersteht selten dem zweiten, wenn man nur im Mindesten etwas von Taktik versteht. Lache Du, Fritz, und fahre fort. Ich will Dir etwas anvertrauen, was Dir nützlich sein kann, wenn Du es recht zu benützen verstehst. Du weißt nicht, daß es mir gelungen ist, Jaquetten die Ernennung zum Hoffräulein zu verschaffen."

„Wirklich?"

„Wenn sie nicht bereits berufen ist, so wird sie es heute oder morgen."

„Dann kann ich sie also im Schloß sehen?"

„Allerdings; sie wird in ihre Zimmer dort einziehen und von ihrem Vater, sowie von dem Nachbar gegenüber, getrennt werden."

„Welch ein Glück, meine Mutter; aber wenn sie gleichwohl . . ."

„Dir wieder einen Korb gibt? dann ist es Deine Schuld, Fritz, und auch . . ."

„Was meinen Sie?"

„Die meinige."

Die Baronin sagte dieses Wort beinah wie eine Drohung. Fritz, der einen mildern Charakter hatte als sie, empfand einen unwillkührlichen Schauder, einen Schauder, den er schon vorher manchmal empfunden hatte, wenn sie, aufgeregt durch einen für sie wichtigen Gegenstand, ihr Inneres ganz unmittelbar hatte hervortreten lassen. Aber die moralisch schönen Sätze und Sentenzen, mit denen sie sonst um sich warf, erhielten ihr gleichwohl beständig seine Verehrung, und auch jetzt verschwand das unbehagliche Gefühl, das ihre Worte hervorgerufen hatten, bald wieder.

„Ich sage," fuhr sie daher fort, als sie den unvortheilhaften Eindruck bemerkte, den sie auf ihren Sohn gemacht, „daß es nicht blos Deine, sondern auch meine Schuld wäre, wenn Du bei Jaquette keinen Erfolg er-

ringen solltest; ich sage es, wie Du wohl bemerkt hast, daß ich trotz meiner unbedeutenden Stellung nicht ganz ohne Einfluß bin; aber es verhält sich damit, wie mit allem in der Welt, nämlich, daß diejenigen, die nur das Gute und Rechte wollen, die Menschen beherrschen, wenn sie auch selbst einige Schwachheiten haben."

„Ich danke Ihnen, meine Mutter, für diese Worte. Ich fürchtete sonst beinah, Sie wollten eine Drohung gegen Jaquette ausdrücken, und obschon ich das Mädchen innig liebe, so möchte ich doch um alles in der Welt sie zu nichts zwingen."

„Ganz gut, Fritz; darin sind wir einverstanden. Laß jetzt sehen, wie viel Uhr es ist . . . Mein Gott . . . beinahe elf . . . Du mußt mich jetzt verlassen; ich darf mich nicht mit Dir allein beschäftigen. Handle inzwischen, wie Du jetzt willst. Du kennst meine Ansichten und ich bin überzeugt, daß Du Dein eigenes Interesse nicht verderben wirst. Sei nur vorsichtig in Deinem Umgang mit Paul Kellner, im Fall Du mit ihm zusammentreffen solltest. Erinnere Dich, daß sein Vater unser Feind war. Mit der Heftigkeit des Generals mußt Du Nachsicht haben, das versteht sich. — Du weißt, daß ihm manchmal gar vieles aus dem Munde kommt, aber man darf es sich nicht zu Herzen nehmen. Gott behüte uns übrigens davor, lieber Fritz, daß die alte schmerzliche Erinnerung an den Tod Deines Vaters wieder aufgerissen würde. Sie würde mich ins Grab bringen und vielleicht für Deinen Erfolg in der Beamtenlaufbahn ein Hinderniß werden . . . Leb' jetzt wohl, Fritz . . . leb' wohl!"

Sobald die Baronin sich allein befand und die Thüre des Wohnzimmers wieder verschlossen war, sank sie auf den Sopha nieder, das Gesicht in ihre Hände verborgen.

Unruhe und Qualen beherrschten sie.

„Die Geschichte meines Vaters," sagte sie für sich selbst, „wie er sein Haupt wieder aufrichtete, scheint bei-

nah' ein Vorbild meines Schicksals zu werden. Schon auf den Leichenwagen geworfen, um in sein Grab abgeführt zu werden, erhebt er sich von den Todten. Das ist schrecklich. Sollte wohl nach etlichen zwanzig Jahren auch mein Mann oder die Erinnerung an seinen schrecklichen Tod wieder auferstehen? Das muß um jeden Preis verhindert werden."

„Gräßliche Erinnerung," fügte sie weiter hinzu, „werde ich niemals Ruhe vor Dir finden? Mein Gott, mein Gott!" seufzte sie dann.

Bleich und düster stand sie auf und begab sich in ihr Schlafzimmer.

Mit irrenden Blicken sah sie die Gegenstände dort an, wie wenn sie etwas suchte; aber als sie von ihrer Zerstreutheit zurückkam, machte sie eine heftige Bewegung und trat in das geheime innere Stübchen, wo sie vor dem Toilettenspiegel stehen blieb.

„Alle Blumen meiner Jugend sind verschwunden," sagte sie, indem sie ihr Bild im Spiegel betrachtete; „sie sind dahin gewelkt; aber nicht die Jahre haben ihre frostige Hand auf sie gelegt . . . sondern . . . sondern . . ."

Ein tiefer, beklommener Seufzer hob ihre Brust.

Noch eine Weile gedankenvoll sich betrachtend, bückte sie sich endlich nieder und drückte auf eine Feder, worauf der Spiegel in der Scheibe des Toilettentisches sank, während die Scheibe selbst sich erhob, die Seitenstücke des Toilettentisches sich theilten und das Ganze sich wieder in einen Beichtschemel verwandelte, auf welchem sie langsam niedersank, das Gesicht von Neuem in ihre Hände verbergend.

Ohne daß ein recht vernehmbares Wort über ihre Lippen kam, hörte man sie ein Gebet um das andere murmeln.

Die Uhr im äußeren Zimmer schlug jetzt elf und bei diesem Getöne richtete sie sich auf.

„Ich bin begierig, ob er kommen wird," bemerkte

sie. „Es ist elf Uhr. Er sollte jetzt hier sein. Still... ich glaube wirklich, daß jemand draußen geht. Möchte ich ihn nur jetzt behandeln können, wie ich soll!"

Sie lauschte noch einmal und man hörte wirklich Tritte im Gang. In diesem Augenblick führte sie wieder die Hand an die Feder und bei einem Druck auf dieselbe, fiel sogleich die obere Platte wieder herab und der Beichtschemel verwandelte sich in einen Toilettentisch.

Ihr Blick fiel noch einmal in den Spiegel.

„Ich wünschte nur," sagte sie, „daß ich in dieser Stunde, wenn auch nur auf einen einzigen Augenblick, meine zwanzig Jahre wieder hätte. Ich würde ihn dann mit einem einzigen Blicke zermalmen."

Dabei ordnete sie ihre Locken und legte den Kragen zierlicher um ihren Hals, aber es schien sie nicht sehr zu befriedigen.

Man hörte jetzt, wie die Salonthüre sich öffnete und jemand eintrat. Schnell zog sie eine kleine Lade im Toilettentisch heraus und nahm zwei Schminkdosen, eine rothe und eine weiße, die mit ihren kleinen, äußerst feinen und weichen Schwämmen versehen waren. Auf die Fußtritte im äußeren Zimmer lauschend, fuhr sie mit leichter und gewohnter Hand über Wangen und Stirne, so daß sie ein blendenderes und jugendlicheres Colorit bekam.

Obschon an den Gebrauch solcher Hülfsmittel gewöhnt, schien sie doch bei dieser Gelegenheit ein Gefühl des Unmuthes darüber nicht überwinden zu können.

„Ihn ..." murmelte sie ...

Aber sie schwieg wieder und lächelte, lächelte gleichsam über ihre in einem verheerten Herzen auf ewig erloschenen Hoffnungen.

„Ihn auf diese Art fesseln zu wollen," nahm sie ihren Gedanken wieder auf, „das ist hart, das zermalmt mich."

Noch einmal betrachtete sie sich. Der Anblick belebte

sie jedoch nicht, sondern erhöhte vielmehr ihr Mißvergnügen.

„Er hat bereits lange genug auf mich gewartet," sagte sie dann, „jetzt muß ich hinaus."

Als sie ins Zimmer trat, fand sie den Großhändler Franz Kellner bereits da. Das Kompliment, womit sie einander begrüßten, war kalt und abgemessen.

„Sie haben mich hieher berufen, Frau Baronin, und ich habe dem Ruf Folge geleistet," sagte Kellner. „Es hat so eben elf geschlagen und Sie finden, daß ich pünktlich bin. Aus ihrer Equipage vor dem Hause schloß ich auch, daß Sie nicht im Sinne hatten, mich länger zu erwarten, im Fall ich nicht sogleich gekommen wäre."

Die Baronin folgte seinen Worten mit einer Aufmerksamkeit, als wollte sie den Ton keines einzigen verloren gehen lassen. Eine tiefe innere Bewegung spiegelte sich dabei in ihrem Gesicht, obschon man unmöglich sagen konnte, ob sie durch Liebe oder eine wohlgeübte Verstellungsgabe hervorgerufen wurde.

„Kellner," sagte sie dann, gleich als wäre sie von ihrem Gefühl überwältigt, „warum diese beleidigende Kälte, diese bitter verletzende Gleichgültigkeit? Wer hat mehr für Sie geopfert als ich? Ach mein Herr, Sie sind sehr hart, Sie sind grausam."

„Ich bitte, meine Baronin," erwiederte Kellner, ohne seine Fassung zu verlieren, „haben Sie die Güte, sich an den Gegenstand zu halten; meine Zeit ist sehr kurz."

„So haben Sie vor etlichen zwanzig Jahren nicht gesprochen, mein Herr."

„Das mag sein, Madame, aber Sie vergessen auch, daß ich damals noch ein Knabe war. Die Knabenjahre haben ihre Illusionen und die Illusionen ihre Thorheiten."

„Sie nennen unser damaliges Verhältniß eine Thorheit?"

„Der Mann hat seine Art, die Welt zu sehen und

der Jüngling die seinige. Ich bin seit zwanzig Jahren Mann geworden."

„Und das will etwa heißen, daß Sie seit zwanzig Jahren alles, was Sie vor dieser Zeit thaten und sagten, als Thorheiten ansehen?"

„Ganz richtig, Madame."

Eine leidenschaftliche, stolze Bewegung bewies, daß diese Antwort sie tief ergriff.

„Welch' ein für das Weib lehrreicher Egoismus," bemerkte sie. „Ich will indeß hinzufügen," fuhr sie mit gleichgültiger Geberde fort, „daß Sie zur Zeit Ihrer Thorheit weit liebenswürdiger waren als jetzt, wo Sie thöricht genug sind, sich für einen verständigen Mann zu halten."

„Noch einmal, Madame," versetzte Kellner mit derselben Kälte, „haben Sie die Güte, zu dem Gegenstand überzugehen, wegen dessen Sie so dringend meinen Besuch wünschten. Sie sprechen in Ihrem Brief davon, daß Sie ein Schreiben von dem General Rosenpalm erhalten hätten."

Die Baronin unterdrückte mit einer gewaltsamen Geberde die Bewegung, die in ihrem Innern arbeitete, und auch sie wurde kalt und hart.

„Nun wohl, mein Herr," fiel sie ein, „Sie wollen also nicht den Frieden, sondern Krieg."

„Bitte um Entschuldigung, Frau Baronin, ich will weder das Eine noch das Andere; ich will nur wissen, warum Sie mir zugemuthet haben, hieher zu kommen."

Ein bitteres Lächeln schwebte über das Gesicht der Baronin.

„Wirklich? So lassen Sie uns zu dem Gegenstand übergehen," antwortete sie. „Sie wissen vermuthlich, daß Ihr Vetter, Paul Kellner, aus Amerika zurückgekehrt ist?"

„Allerdings."

„Gewiß ist Ihnen auch bekannt, daß sein Vater

nicht blos mit einem sehr schönen Vermögen von Schweden abgereist ist, sondern daß er auch in der neuen Welt sein Kapital so gut zu benutzen verstand, daß er in der kurzen Zeit von etlichen zwanzig Jahren einen ungeheuren Reichthum erworben hat?"

Kellner begriff nicht, auf was sie zielte, aber er wurde immer aufmerksamer; er schien zu fürchten, daß sie auf eine Hinterlist ausgehe.

„Ich nehme auch an," fuhr sie fort, als Kellner still blieb, „daß es Ihrem Gedächtniß nicht entfallen ist, daß Ihr Onkel nur zwei Brüder hatte, wovon der eine Ihr eigener Vater ist und der andere nach dem unglücklichen Ausgang von dem Prozeß meines Mannes verschwand; wie auch, daß folglich Sie der einzige Universalerbe Ihres reichen Onkels, des nunmehr in Neu-York verstorbenen Amerikaners, sind."

„Sie vergessen da seinen Sohn, Paul Kellner."

„Ganz und gar nicht, mein Herr, aber denken Sie sich, Paul Kellner wäre möglicher Weise nicht . . ."

Die Baronin sprach diese Worte auf eine Art, daß Kellner ganz besondere Schlüsse daraus ziehen konnte, und da die Frage für ihn unläugbar von ungeheurer Wichtigkeit war, so that er dies auch. Ihre Andeutung öffnete vor seinen Gedanken einen Abgrund, in welchen sie immer mehr niedersanken.

Die Baronin, welche den Eindruck bemerkte, den sie machte, mußte sich große Gewalt anthun, um ihre Befriedigung darüber zu unterdrücken.

Kellner kannte sie indeß zu gut, um sich ihr voreilig zu überlassen. Aber nichts destoweniger war in ihm ein Gedanke erwacht, der ihn immer mehr anzog.

„Denken Sie sich die Möglichkeit," fuhr sie fort, „Paul wäre nicht . . . was soll ich jetzt sagen . . . wäre nicht . . ."

Sie unterbrach ihren Satz, als suche sie nach einem Ausdruck, aber eigentlich um zu sehen, ob Kellner ihn

nicht ergänzen wolle. Sie hoffte, wenn sie ihn nur dazu brächte, ein einziges Wort auszusprechen, daß sie aus der Art, wie dieses gesprochen wurde, am leichtesten ersehen könnte, auf welchem Punkt sie ihn im Augenblick habe.

„Was meinen Sie, Madame," fiel er ein, „für den Fall, Paul wäre nicht . . ."

Ein leichtes Zittern eilte bei diesen Worten durch die Glieder der Baronin, weil sie den Schluß machte, daß ihre Insinuation auf einen fruchtbaren Boden gefallen sei.

Aber Kellner besaß auch einen feinen Blick, überdieß kannte er seine Gegnerin ganz genau und sah seine Unvorsichtigkeit sogleich ein. Er beschloß deshalb, in Zukunft um so mehr auf seiner Hut zu sein und ihr dennoch wo möglich ihr Geheimniß abzulocken, im Fall nicht blos eine einfache Weiberlist sich hinter ihren Worten verbürge.

Er zeigte sich jedoch nicht gleichgültig dafür, sondern eher noch neugieriger und vertrauensvoller als vorher. Aber ohne daß die Baronin seine Absicht durchschaute, war sie doch ebenfalls auf ihrer Hut.

„Sie setzen den Fall, Kellner," fuhr sie fort, „Paul wäre nicht . . . ich weiß beinahe nicht, wie ich mich ausdrücken soll . . . er wäre nicht . . ."

„Sie sind geheimnißvoll, Baronin . . . um Gotteswillen sprechen Sie sich aus . . . was sollte er nicht sein?"

Kellners lebhafte Neugierde täuschte sie vollkommen, weil sie das, was er jetzt sagte, als den Ausdruck eines leidenschaftlichen Interesses betrachtete, während es gleichwohl nichts anderes als ein Ausdruck ruhiger und berechnender Ueberlegung war. Sie glaubte auch jetzt mit der Hauptsache selbst hervorrücken zu müssen, um ihr angefangenes Werk zu vollenden.

„Denken Sie sich die Möglichkeit," fuhr sie deshalb fort, „Paul wäre nicht der Sohn Ihres Onkels . . ."

„Nicht mein Vetter? was höre ich? wäre es möglich? Aha . . . dann wollen Sie sagen, wäre ich der einzige . . ."

„Erbe . . . allerdings."

„Und Sie, Frau Baronin, sollten etwas davon wissen? Sie setzen mich in Erstaunen, Sie überraschen mich."

„Sie erinnern sich vielleicht, daß Ihre Tante, die Frau Ihres Onkels, und ich intime Freundinnen waren."

„Es ist wahr, Madame, Sie machen mich höchst neugierig und ungeduldig, und gleichwohl verkaufen Sie Ihre Erinnerungen nur stückweise."

Kellner spielte seine Rolle so gut, daß die Baronin ganz sicher wurde.

„Sie begreifen gewiß sehr gut," fuhr sie daher fort, „daß unter Freundinnen manche vertrauliche Mittheilungen gewechselt werden, die man nicht dem nächsten besten als Beute überläßt."

„Und Sie, Frau Baronin, sollten von meiner Tante im Vertrauen erfahren haben, daß ihr Sohn . . . . nicht ihr gehörte?"

Kellner besaß nicht genug Macht über sich, um sich noch länger hinter sein diplomatisch feines Mienenspiel zu verbergen, und ein schnelles Lächeln flog über seine Lippen, als er die letzten Worte aussprach.

Die Baronin erkannte ihre Stellung sogleich und sah, daß er ihr entgehen würde, wofern sie nicht alsbald ihre Macht über ihn wieder gewänne.

„Ich habe dieß nicht gesagt, mein Herr," entgegnete sie jetzt, und ihre Stimme war dabei so kalt, daß sie Kellner beinahe abkühlte und ihm zeigte, daß er entdeckt war. „Ich sage blos," fügte sie nach einer kurzen Pause mit demselben Ernst hinzu, „daß Ihre Tante mir Mittheilungen gemacht hat, die nicht ohne alle Wichtigkeit für Sie sind."

Aus der Bestimmtheit, womit sie ihre Worte be-

tonte, sah Kellner, daß er durch seine Unvorsichtigkeit die Mittheilung, von der sie gesprochen, vielleicht für immer verscherzt habe.

Kellner wußte sehr gut, daß die Baronin und seine Tante in ganz intimen Freundschaftsverhältnissen gestanden, und vermuthete, daß wirklich vertrauliche Ergießungen von besonders delikater Art zwischen Beiden statt gefunden hatten.

Aber konnte wohl irgend eine dieser Mittheilungen von der Art sein, daß Pauls Geburt und seine rechtliche Erbansprüche sich dadurch vernichten ließen?

Hatte diese Insinuation zuerst eigenthümliche Betrachtungen in ihm erweckt, so hatte er sie bei näherer Ueberlegung so abgeschmackt gefunden, daß er sie gänzlich verwarf.

Die ebenso ernsthaft als ruhig und bestimmt ausgesprochene letzte Aeußerung der Baronin, rief inzwischen neue Betrachtungen bei ihm hervor.

Erhielt er nur den mindesten gültigen Grund zu einem Prozeß gegen Paul, so konnte . . . aber was konnte er? Seine Vorstellungen waren noch so unklar, daß er es bei sich selbst nicht auszumitteln vermochte, was er konnte. Soviel war ihm jedoch deutlich, daß er die Möglichkeit nicht verscherzen durfte, von der Baronin Kenntniß der vertraulichen Mittheilungen zu erhalten, in deren Besitz zu sein, sie andeutete.

Aber wie sollte er das Gespräch wieder aufnehmen, ohne sich noch ferner vor ihr blos zu stellen?

Er brauchte sich inzwischen nicht lange zu besinnen.

„Sie umgürten sich, meine Baronin, mit so großer Vorsicht, daß ich nicht recht weiß, ob ich es wagen soll, Sie zu verstehen oder nicht. Sie dürften nichts destoweniger einsehen, daß das, was Sie andeuten, für mich von der größten Wichtigkeit ist, und daß selbst der geringste Aufschluß über Pauls zweifelhafte Geburt für mich ein

Schritt zu einer ganzen Goldgrube wäre. Lassen Sie uns also aufrichtig sein . . . theilen Sie mir die Aufschlüsse mit, die Sie von seiner Mutter empfangen haben, und seien Sie überzeugt, daß . . . daß . . ."

Er schöpfte noch Athem, um sich zu besinnen, was er ihr dagegen versprechen solle.

Kellners Aeußerung war, wenn auch vom Eigennutz diktirt, gleichwohl vollkommen aufrichtig, und die Aufrichtigkeit verleiht der Stimme immer einen Charakter und ein Leben, das zum Herzen dringt. Sie schien auch jetzt theure Erinnerungen bei der Baronin zu erwecken, und eine leichte Röthe glitt über ihre Wangen, während ihr Busen sich höher hob.

„Sie brauchen mir nichts zu versprechen, Kellner," fuhr sie in milderem Tone fort; „Sie brauchen mir nur zu beweisen, daß Sie mein Freund sind, und ich will Ihnen etwas sagen, das sie reichlich belohnen wird. Zweiundzwanzig Jahre Winter haben mein Herz abgekühlt und ich besitze keine Ansprüche mehr an Sie. Behalten Sie deßhalb alle Versprechungen, aber erweisen Sie mir statt dessen einen Dienst."

„Ich bin bereit . . . lassen Sie hören, was Sie fordern."

Als Kellner hörte, daß sie Bedingungen stellen wollte, stellte sich wieder ein Zweifel gegen sie ein, und zwar noch stärker als vorher.

Während der Lebzeiten ihres Mannes hatten Kelner und sie auf einem ausnehmend vertraulichen Fuß gestanden, weil sie für einander eine Neigung hegten, welche weniger die Grenzen ihres Einflusses berechnete, als vielmehr das Verlangen, dieselben zu überschreiten. Seit dem Tode des Barons Lander hatten dagegen alle Verhältnisse zwischen ihnen aufgehört, weil argwöhnische Gedanken oder Erinnerungen höchst unbehaglicher Art, Kellner nicht blos abgekühlt, sondern fast mehr noch von jeder Fortsetzung der Bekanntschaft abgeschreckt hatten. Alle

Bemühungen der Baronin, ihre früheren Verbindungen wieder anzuknüpfen, waren an Kellners beharrlichem Wegbleiben und seiner unbeugsamen Schweigsamkeit gescheitert. Zwar hatte er als alter Freund und vielleicht auch, um nicht gar zu weit zu gehen, ihrem Sohn Fritz sein Haus geöffnet; aber dabei hatte es auch sein Bewenden gehabt. Im Uebrigen warf er einen für Jedermann undurchdringlichen Schleier über das, was in ihrer Jugend zwischen ihnen vorgefallen war. Kellner hegte eine Scheu davor, sich in die Angelegenheiten der Baronin einzumischen, besonders in solche, die sich nur entfernt auf ihr Verhältniß zu ihrem Mann bezogen, wie er auch an die Todesart desselben nicht ohne Entsetzen denken konnte.

Er beschloß inzwischen zu hören, was sie verlangte, ehe er weiter urtheilte.

„Sprechen Sie, Frau Baronin. Ich höre."

„Sie wissen, daß ich einen Brief von dem General erhalten habe."

„Ganz richtig; Sie erwähnten denselben in Ihrem Schreiben an mich."

„Paul hat dem General einen Besuch gemacht."

„Nun . . ."

„Paul hat aus Amerika einen Auftrag mitgebracht, den ihm sein Vater ertheilte, als er in den letzten Zügen lag."

Kellners Aufmerksamkeit wurde wieder im höchsten Grade gespannt, weil er wiederum nicht begriff, auf was sie abzielte.

„Und worin besteht denn dieser Auftrag?" fiel Kellner ein.

„Darin, daß er die Frage über die Todesart meines Mannes von Neuem anregen soll."

„Ich verstehe . . ."

„Daß er erforderlichen Falls sein ganzes Vermögen daran setzen solle, die damit verknüpften Umstände zu erforschen."

„Weiter, Madame, weiter."

Kellner war unruhig und ängstlich über die Mittheilung, die sie ihm machte, aber er wollte sie gleichwohl ganz anhören.

„Der General hat deßhalb an mich geschrieben und mich gebeten, ihn zu besuchen, weil eine unbedeutende Unpäßlichkeit ihn verhindert, auszugehen."

„In welcher Absicht erbittet er sich diesen Besuch?"

„Offenbar in der Absicht, mein Herr, weil er mich einem neuen confidentiellen Verhör unterwerfen will, mit besonderer Rücksicht auf einige neue Aktenstücke, die Paul aus Amerika mitgebracht und von seinem Vater erhalten haben soll."

Aber, Madame, ich sehe wahrhaftig nicht ein, welche Rolle Sie dabei mir übertragen wollen. Sie können ja auf die Fragen des Generals nichts anders zu antworten haben, als was Sie bereits zu Protokoll gaben, als die Sache vor Gericht anhängig war.

„Das ist allerdings wahr; aber ich bin jetzt älter, und weder meine Stimmung noch meine Gesundheit gestatten mir, auf ein solches Gespräch einzugehen. Ueberdieß kennen Sie die beschränkte Logik des Generals, und was verhindert ihn, aus einem voreiligen Wort von meiner Seite diejenigen Schlüsse zu ziehen, die er gerne möchte?"

„So lehnen Sie das Rendezvous ab, Frau Baronin."

„Sollte nicht auch das vielleicht Ursache zu argwöhnischen Vermuthungen geben können? Ich kenne jetzt die Welt, Herr Kellner, und Sie haben Ihrerseits nicht wenig dazu beigetragen; ich bin gespensterschen geworden."

Die Baronin sprach in einem bewegten, überzeugenden Ton und glaubte Kellner bereits überwunden zu haben.

„So lassen Sie mich wissen, was Sie glauben, daß ich thun soll."

Nicht ohne Unruhe stellte Kellner diese Frage. Ihm war, als stünde er auf einem schlüpfrigen Boden, und er fürchtete, daß er bei der mindesten Unvorsichtigkeit in einen Abgrund hinabgleiten könnte.

„Ich wünschte, daß Sie sich an meiner Stelle zu dem General begeben möchten."

Kellner war nahe daran, aus Ueberraschung einen Schritt zurückzuthun, als er die Zumuthung vernahm, daß er sich für sie in die Bresche werfen solle; aber er bemeisterte seine Bewegung und blieb ruhig.

„Weiter!" sagte er blos, weil er jetzt vollständig wissen wollte, was sie von ihm verlangte; „weiter!"

„Sie sollen den General beruhigen und die Phantasie Ihres Vetters zum Schweigen bringen; Sie sollen diesen Herren sagen, daß meine Jahre mir solche aufregende têtes-à-tête verbieten müssen; daß der Gerichtshof schon vor vielen Jahren die Sache abgemacht habe, und daß endlich Sie selbst für den Fall, daß neuere Aufschlüsse gewonnen wären, auf Erklärungen darüber eingehen können, weil Sie . . ."

Kellner vermochte seine Gefühle nicht länger zurückzuhalten.

„Und zum Lohn dafür, Madame, wollen Sie mir ein Geheimniß anvertrauen, das die Erbansprüche meines Vetters zu nichte macht?"

Diese Frage, die mit Eifer und Wärme vorgetragen wurde, brachte die Baronin auf den Glauben, daß Kellner wirklich auf ihren Wunsch eingehe.

„Ich werde Ihnen ein hohes Geheimniß anvertrauen," antwortete sie daher, „ein Geheimniß, das, wenn es auch nicht vollkommen beweiskräftig ist, gleichwohl einem Beweise nahe kommt."

Kellner glaubte sie jetzt genügend durchschaut zu haben und dachte, es sei Zeit, seine wahre Ansicht zu zeigen.

Seine Brust hob sich, seine Stirne richtete sich auf.

Sie sah die Veränderung an ihm, ohne sich die Bedeutung derselben erklären zu können. Noch hoffte sie.

„Sie sind doch zu Ende?“ fragte Kellner.

„Ja, mein Herr, ja.“

„Und Sie wollen meine Antwort hören?“

„Ja, ja.“

„Erinnern Sie sich aus dem neuen Testament zweier sehr verschiedener Personen, die sich einmal auf den Zinnen des Tempels begegneten?“

Die Baronin sah ihn verwundert an.

„Ich vergleiche mich natürlich nicht mit dem Einen.“

Ein Blitz glänzte in den Augen der Baronin; sie ahnte, wo er hinaus wollte.

„Ei wirklich,“ sagte sie, „Sie vergleichen sich nicht mit dem Einen; das ist unleugbar sehr bescheiden; fahren Sie fort, mein Herr.“

„Wie gesagt, ich vergleiche mich nicht mit dem Einen.“

„Also vermuthlich mit dem Andern?“

„Auch nicht; ich überlasse diese Ehre Ihnen.“

„Sehr schmeichelhaft.“

Die Baronin sah an Kellners Blick und hörte am Ton seiner Stimme, daß sie sich in ihm betrogen hatte; auch brauchte sie sich kaum an seine Worte zu halten, um sich davon vollkommen zu überzeugen. Verdruß und bitterer Schmerz bemächtigten sich ihrer.

„Wenn ich alles zusammenhalte, was Sie mir mitgetheilt haben,“ fuhr Kellner mit unerschütterlicher Ruhe fort, „so ließe es sich kürzer in die Worte zusammendrängen, welche die zweite Person zu der ersten auf den Zinnen des Tempels sagte: Falle nieder und bete mich an, so will ich Dir alles geben, was Du rings um Dich siehst.“

„Und Ihre Antwort, mein Herr?“

„Weiche von mir, Du garstiger Versucher. Haben Sie mich verstanden, Frau Baronin?“

Die Baronin machte eine Bewegung der Ungeduld, welche bewies, daß sie sich kaum zu beherrschen vermochte.

„Ich habe Sie verstanden, Herr Kellner; aber leider dürften Sie mich noch nicht gänzlich verstanden haben."

„Nicht? nun . . . das sollte mich interessiren."

„Wissen Sie, welchen Beschluß ich gefaßt habe?"

„Sie sind gewöhnt, sich so gut zu maskiren, Madame, als daß ich mir das zutrauen könnte."

„Als Sie hieher kamen, sahen Sie doch meine Equipage vor der Thüre?"

„Allerdings."

„Sie erwartete mich, damit ich unmittelbar nach Empfang Ihrer Antwort zum General fahren könnte."

„Um eine neue Tortur auszustehen? Ich beklage aufrichtig Ihren Entschluß."

„Beklagen Sie sich selbst, mein Herr, denn ich gedenke sehr aufrichtig gegen den General zu sein, und ihm — merken Sie sich das, Herr Kellner — die genaue Verbindung anzuvertrauen, worin wir während der Lebzeiten meines Mannes zu einander standen, wie auch von der Eifersucht zu erzählen, die sich deßhalb seiner bemächtigt hatte."

Kellner riß seine Augen weit auf; er glaubte nicht wohl zu hören.

„Ich werde ihm diese Eifersucht, so wie sie war, beschreiben, und ich werde nicht unterlassen, seine Aufmerksamkeit auf die Gefahr zu lenken, welche Sie, keinen andern als Sie bedrohte, als mein Mann . . . zu Ihrem Glück, mein Herr, just im rechten Augenblick aus der Zahl der Lebenden verschwand. Sie verstehen mich doch?"

Der Aerger kochte in Kellners Blut.

„Sachte, Madame," stammelte er, „sachte, Sie dürften etwas nicht wissen."

„Was?"

„Daß Drohungen von Ihren Lippen keine sonderliche Bedeutung haben.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Daß wir nicht allein sind, Madame. Urtheilen Sie selbst.“

Mit diesen Worten stieß er die während des Gesprächs nur theilweise offene Thüre vollends auf, und Chevalier Gourville kam zum Vorschein.

„Ich kenne Sie zu gut, Madame, um mich in Ihre Schlingen locken zu lassen. Urtheilen Sie jetzt selbst, wie viel ich von Ihnen zu fürchten haben kann.“

Die Baronin sank mit dem Ausdruck der Ueberraschung und des Verdrusses auf den Sofa nieder, sprang aber sogleich wieder auf.

Ihr Aussehen war wild, man konnte sagen, sie glich einer Furie.

„Ihr Benehmen ist schlecht, Herr Kellner, erbärmlich, niederträchtig. Sie vergessen, daß Sie es mit einem Weibe zu thun haben, das keine Hinterlist ahnte. Sie haben gemein gehandelt, mein Herr.“

„Wir haben einander auf halbem Wege getroffen, Frau Baronin, nichts anderes. Ich kannte Sie zu gut, als daß ich es gewagt hätte, mich ohne Zeugen Ihren Intriguen zu überlassen, und ich nahm deßhalb einen Freund mit. Sie haben übrigens zwar allerdings Verschiedenes angedeutet, aber nichts förmlich eröffnet, was Ihnen schaden könnte. Sie sind nur insofern entwaffnet, daß Sie es nicht wagen können, mich anzugreifen. Nicht wahr, Chevalier?“

Mit einer gleichgültigen und stolzen Bewegung des Kopfes grüßte Gourville.

Kellner hatte die Wahrheit gesprochen. Als er den Brief der Baronin erhielt, war Gourville zufällig bei ihm, und Kellner, der nicht blos die Baronin, sondern auch den verschlagenen Kopf Gourvilles kannte, hielt es für rathsam, Letzteren um seine Begleitung zu bitten.

„Ohngeachtet ich es nicht ganz billige,“ sagte Gourville, gegen die Baronin gewandt, und so viel Artigkeit als möglich in seine Rede legend, und ohngeachtet es überdies ganz unabsichtlich geschah, kann ich nicht leugnen, daß ich das eine und andere, was hier gesprochen worden ist, gehört habe; aber dieses Bekenntniß darf Ihnen gleichwohl keine Furcht einflößen, weil ich nicht im Stande wäre, mich desselben zum Schaden von irgend jemand zu bedienen. Im Gegentheil gibt es mir Veranlassung, daß ich mir das Recht erbitte, meine Ansicht auszusprechen, indem ich überzeugt bin, daß dieselbe Sie beide beruhigen und die gegenseitigen Verhältnisse wieder auf einen guten Fuß stellen wird.“

Gourville hatte mit sicherem Maßstab augenblicklich den Charakter der Baronin gemessen und glaubte überdies genug gehört zu haben, um sich über die Art der früheren Ereignisse, welche hier den Gegenstand des Gespräches ausmachten, nicht zu täuschen.

Die ruhige und würdevolle Art, wie er als Vermittler auftrat, gefiel der Baronin sogleich. Sie betrachtetete ihn mit einem langen prüfenden Blick und fand in seinem kühnen und entschlossenen Aussehen Etwas, das ihr wohlgefiel.

Kellner dagegen, welcher wußte, daß er in Gourville seinen Mann hatte, begriff nicht, auf was sie abzielte.

„Wenn ich mich nicht täusche,“ fuhr Gourville fort, „so gibt es eine Sache, worin die Frau Baronin und der Herr Großhändler einig sind, nämlich die Gemeinschaftlichkeit einer minder freundlichen Gesinnung gegen Paul Kellner.“

Er schwieg, um eine Antwort abzuwarten, aber die Baronin und Kellner verblieben stumm.

„Wenn diese meine Voraussetzung,“ fuhr Gourville fort, „richtig ist, so bildet sie bereits einen triftigen Grund zu einem Bunde zwischen Ihnen.“

Keine der zwei Partheien unterbrach ihn.

„Der Herr Großhändler würde, wenn Paul Kellner stürbe, dessen ganzes Vermögen erhalten."

„Das ist wahr," bemerkte die Baronin.

„Die Frau Baronin würde unter der gleichen Voraussetzung von der Unannehmlichkeit eines Zusammentreffens mit ihm befreit werden."

„Auch das ist wahr," bemerkte Kellner.

„Nun denn," fuhr Gourville mit derselben hartnäckigen Ruhe, als ob er von einer Bagatelle spräche, fort, „was ist also natürlicher, als daß Sie sich von ihm befreien?"

Aber ungeachtet Gourville so behutsam wie möglich den Deckel von dem Abgrund wegnahm, den er vor ihren Füßen öffnete, flößte er doch seinen beiden Zuhörern einen Schrecken ein, welcher den Lippen der Baronin einen Ausruf abpreßte und Kellner erblassen machte.

Der Ausruf der Baronin ertönte jedoch, wie wenn sie in demselben Augenblick in den Abgrund hinabgeglitten wäre, während Kellners erbleichende Wange blos bewies, welchen Eindruck der Vorschlag bei ihm hervorrief.

Kellner war zwar nicht ohne Moral, aber diese war blos oberflächlich, weil sie sich nicht auf eine innere, freie und selbstständige Ergebenheit gegen das Gute nnd Rechte an und für sich gründete, sondern auf seine Achtung vor dem Urtheil der Welt, im Fall er gegen die äußeren, durch Gesetze und Gewohnheiten festgestellten Formen verstieße.

Auch eine solche Moral kann jedoch ihre Kraft haben.

Mit einem empfindsamen, kühnen und an Plänen reichen Kopf, sowie einem unermüdlichen Unternehmungsgeist ausgestattet, der sich durch einen ersten Unfall nicht gerne irre machen ließ, war Kellner in moralischer Beziehung ein ganz schwacher, man könnte beinah sagen,

gewöhnlicher Mensch, obschon glücklicher Weise nicht alle gewöhnliche Menschen durch den Gang der Ereignisse in eine so ungewöhnliche Stellung gebracht werden, wie diejenige war, worin Kellner sich befand. Seinen Erfolg hatte er einem gut und kalt berechnenden Verstand, nicht den Erweckungen eines guten Herzens zu verdanken. Das Sittengesetz war für ihn mehr eine äußere Hülle, als das lebendige und leitende Prinzip seiner Handlungen und Ansichten. Als Paul nach Stockholm kam, hatte er ihn zwar in einer Absicht, die er kaum selbst näher untersuchen wollte, an Gourville überlassen und war dabei nur den Eingebungen des ersten Augenblicks gefolgt; aber der Gedanke, es gethan zu haben, hatte ihn gleichwohl manche schlaflose Nacht gekostet, obschon die Träume, die ihm dabei vorschwebten, allerdings nicht blos aus Vorwürfen bestanden, sondern auch mit phantastischen Vorstellungen von all dem Großen, das er ausführen könnte, im Fall er Pauls Vermögen besäße, vermischt waren. Als Gourville jetzt wieder mit demselben Gedanken hervorkam, erweckte er bei ihm eine noch weit unbehaglichere Verwirrung als das erste Mal, weil er jetzt ruhiger als damals und überdies nicht allein war. Was er kaum in der Stille zu denken gewagt hatte, wurde da jetzt in Gegenwart einer andern Person wiederholt; das erschreckte ihn.

Aber Gourville that, als ob er die Aufregung sowohl der Baronin als Kellners nicht bemerkte.

„Meine Fragestellung," fuhr er so ungezwungen wie vorher fort, „geht natürlich lediglich von mir allein aus; sie ist aber nichts destoweniger die logische Schlußfolge der Umstände, worin sowohl Sie, Frau Baronin, als Sie, Herr Großhändler, sich befinden. Ich bitte Sie zu bemerken, daß ich nicht gesagt habe, daß jemand von Ihnen so denke, ja nicht einmal, daß ich selbst so denke; ich lasse alles Andere bei Seite und stelle nur die Frage auf ihren rechten Standpunkt."

Dadurch, daß Gourville seine Zuhörer, wie auch sich selbst von der Möglichkeit eines solchen Verbrechens, ja sogar von einem Gedanken daran, freisprach, aber dennoch den verbrecherischen Schlußsatz selbst stehen ließ, fand sich bald wieder Ruhe bei ihnen ein, ohne daß man von dem Gegenstand des Gesprächs abging. Es handelte sich jetzt mehr um ein Prinzip, als um die Art, dasselbe ins Werk zu setzen.

„Niemand kann das Verbrechen mehr hassen und verabscheuen als ich," fuhr gleichwohl Gourville fort, „aber ich gebe gerne zu, daß bei mir der Begriff von Verbrechen ganz zweideutig ist. Wie manchmal haben wir nicht Regenten theils mit Waffengewalt, theils auch durch diplomatische Spitzfindigkeiten einander Reich und Krone rauben sehen, und zwar gewöhnlich im Namen des allgemeinen Völkerrechts oder des Nationalwillens! Aber ungeachtet die Sieger Triumphe feierten und ihre Thaten unter Lobpreisungen in das Gedächtnißbuch der Geschichte eingezeichnet wurden, ist gleichwohl die Sache selbst nichts anderes als ein moralisches Verbrechen, von dem Stärkeren gegen den Schwächeren ausgeübt, ein Verbrechen, das seine Ehre lediglich von dem Erfolg entlehnt. Ueberall, wohin man seine Aufmerksamkeit lenkt, trifft man auf solche Grundsätze. Die Regenten und die Nationen — ursprünglich Räuberhauptleute und Räuberhorden — haben allerdings bei den Fortschritten der Civilisation solche Räubergrundsätze innerhalb der Horden verboten, während sie sich gleichwohl in den Institutionen geltend gemacht haben. Die Privilegien im Allgemeinen sind nichts anderes, als just die Anwendung solcher Principien. Ich hasse das Verbrechen, sagte ich . . . allerdings . . . aber hasse ich es in einer Beziehung, so muß ich es überhaupt hassen. Man sagt, daß die Civilisation allmälig verbessernd und ausgleichend voranschreite, und ich bin weit entfernt, es zu bestreiten, aber ungeachtet all' dessen wird es mir nicht klar, was Verbrechen ist

oder nicht. Einige Beispiele aus unserer eigenen Zeit sollen meinen Satz deutlich machen. Man hat ziemlich viele Jahrhunderte hindurch das Eigenthumsrecht als heilig betrachtet, und Gott weiß, daß auch ich es so ansehe; aber unläugbar ist, daß weitberühmte Denker, Personen von europäischem Ruf, just in unsern Tagen mit der Ansicht aufgetreten sind, das Eigenthumsrecht sei Diebstahl und Raub an dem allgemeinen Recht, ich kann nicht läugnen, daß auch diese Behauptung viel für sich hat. Tausende von Menschen haben auch dafür gekämpft, gelitten und in ihrem Tod die Märtyrerkrone errungen. Allerdings habe ich bemerkt, daß dieselben Personen, die auf solche Art für den allgemeinen Satz oder dafür, daß das Eigenthumsrecht als Diebstahl am Staat und der Gemeinschaft erklärt werden solle, gekämpft haben, manchmal selbst mit großer Strenge den einzelnen Dieb bestraften, obschon dies unläugbar ihrem System widerstritt und als Inconsequenz betrachtet werden muß. Ein System, das für Alle gilt, muß auch für den Einzelnen gelten. Auf die gleiche Art verhält es sich auch mit der Ehre. Man hat sie Jahrhunderte lang für heilig angesehen, und es ist gleichwohl bereits systematisch bewiesen, daß sie eine der Hauptursachen des Mißvergnügens in Europa ist. Wenn dies so ist, so handle ich ja nur im Interesse der Zukunft, wenn ich mir in dieser Beziehung keine Scrupeln mehr mache. Ich für meinen Theil bin nicht scharfsinnig genug, um das wirklich Richtige in diesen Grundsätzen untersuchen zu können, sondern ich befinde mich in der Lage, daß ich nicht weiß, was ich glauben soll; aber ich fühle gleichwohl, daß schon dies mir große Ruhe einflößt; denn wenn ich auch nicht das eine System für mich habe, so habe ich doch das andere."

Es mag vielleicht dem einen oder dem andern sonderbar erscheinen, daß diese Ansichten aus Gourville's Munde kamen, aber so philosophisch das Ganze klingen

mag, so beweist es nur, daß er mit Aufmerksamkeit die Journale der letzten Jahre gelesen hatte, vor allen diejenigen, die hauptsächlich für die größere Masse berechnet sind, und daß er die für seine eigene Stellung passenden Schlußsätze daraus zu ziehen wußte.

Gourville bemerkte den Eindruck, den er hervorbrachte, und fuhr fort:

„In unsern Tagen wird auf allen Seiten gekämpft. Die Völker kämpfen gegen die Könige und die Könige kämpfen gegen die Völker. Beide lassen ihre Gewalten gegen einander los und auf beiden Seiten zeigt sich die Mißachtung für das Leben und das Recht des Einzelnen, wie denn auch der Einzelne nothwendig daraus lernen muß, das Recht seines Nächsten zu mißachten. Was ist daran verbrecherisch? Aber lassen Sie uns zum Einzelnen herabsteigen, und wir werden bald sehen, daß es da nicht besser steht. Ein junger Mann nach der Mode oder ein alter berechnender Geschäftsmann stürzt sich in Schulden, um sich so lange als möglich fortzuhelfen. Endlich macht er Güterabtretung . . . man beklagt den guten Mann . . . und die Gläubiger bekommen bei der Vertheilung höchstens 25 Prozent; fünfundsiebenzig Prozent hat er ihnen gestohlen. Man nennt dies einen ehrlichen Vergleich. Ein anderer stiehlt direkt und wird für seine ganze Lebenszeit dafür gebrandmarkt. Wer war ein größerer Verbrecher, derjenige, dessen ganzes Leben eine lange andauernde überlegte Betrügerei war, oder derjenige, den vielleicht der Hunger auf die Bahn des Verbrechens trieb? Ein Wucherer . . . o das ist eine vortreffliche Seele . . . er hilft Allem aus, während er sie plündert. Man nennt ihn zwar hinter seinem Rücken einen Schurken, aber in's Gesicht ist man artig gegen ihn; er geht mit den höchsten Beamten des Landes um, gedeiht wie ein Krösus, und wenn er, müde von Wohlbefinden und Genüssen, stirbt, so hinterläßt er Millionen, und alle seine Kunden paradiren in seinem Leichenzug.

Ein armer Teufel, der zum viertenmal wegen Diebstahls verurtheilt wird, bekommt, selbst wenn der Diebstahl nicht acht Schillinge beträgt, lebenslängliches Gefängniß. Wer war der größere Schurke? Wie viele Angehörige gibt es nicht, die demjenigen den Tod wünschen, den sie zu beerben hoffen! Ist dieser Wunsch vielleicht nicht ein Mord? Haben wir nicht in demselben Augenblick, wo wir einem Andern den Tod wünschen, uns von dem moralischen Gebot entfernt, das uns befiehlt, unsern Nächsten ebenso zu lieben, wie uns selbst, und was anderes als der äußere Schein, die Furcht vor der Strafe ist es, was uns abhält, wenn der Prozeß mit unserm Gewissen einmal fertig ist, ihn auch in Wirklichkeit so kurz wie möglich zu machen? Und die Furcht? Ist die Furcht etwas anderes als die Feigheit? Ein schlechtes Gefühl rettet also eine schlechte Person von einer schlechten That, die um so schlechter ist, weil sie sich hier innerhalb der Verwandtschaftsbande bewegt, welche unsere Religion vor allem heiligt, und deß ungeachtet wird sie fortwährend ein Jahrzehnt hindurch als ein warmer Wunsch gehegt. Dagegen bestraft die Gesellschaft denjenigen am Leben, der z. B. mit Gewalt einem andern die Nase abschneidet. Wer von ihnen ist jedoch der größere Verbrecher? Wenn eine Aeußerung, wie z. B.: des Einen Tod ist des Andern Brod, als Sprüchwort in die allgemeine Anschauungsweise übergehen konnte, so beweist dies, auf welchem Standpunkte diese Anschauungsweise steht."

Die Baronin und Kellner wagten einander nicht anzusehen, hörten aber Gourville mit einem Gefühl an, dem ein gewisser Schrecken beigemischt war. Besonders wechselte der Ausdruck in Kellners Gesicht während des letzten Theils seiner Aeußerung zwischen Furcht und Entsetzen, weil er sich darin auf eine Art gezeichnet fühlte, deren Wahrheit er sich selbst gestehen mußte.

Gourville betrachtete jetzt beide, weniger um zu

sehen, ob sie seine Grundsätze billigten, als um den Eindruck zu studiren, den er auf sie gemacht hatte.

Beider Augen waren jetzt unverwandt auf ihn geheftet. Die Baronin schien in ihm ein unerklärliches Wesen, ein der Unterwelt entstiegenes Gespenst zu erblicken.

Auf Kellners Wangen brannte eine dunkle Röthe. Er athmete schwer. Das Schweigen, das in diesem Augenblick vorwaltete, war grabähnlich.

Gourville sah, daß er sie beherrschte.

„Wohlan," begann er jetzt wieder, „gestehen Sie, daß ich Recht habe?"

Die Frage kam so unerwartet, daß die Baronin zusammenfuhr und Kellner anstarrte, gleich als wünschte sie von ihm eine Anleitung zu ihrer Antwort zu erhalten.

Kellner senkte mit einer scheuen Bewegung den Blick zur Erde.

Die Ansichten, die Gourville entwickelt hatte, waren an und für sich nichts Ungewöhnliches, weil man auch schon vorher ähnliche Raisonnements gehört hat; das Ungewöhnliche lag nur darin, daß sie vorgetragen wurden, um das verbrecherische Treiben des Einzelnen zu vertheidigen.

Man vermuthet beinah allgemein, daß Schwedens Hauptstadt keine Mysterien besitze. Die Bevölkerung sieht auch, von der Sonnenseite betrachtet, fromm und alltäglich aus; aber die Nachtseite ist finster, wie in andern stark bevölkerten Städten. Die gefährliche Leichtfertigkeit der Grundsätze, welche Gourville vertrat, kann kaum von Jemand geläugnet werden, und dann ist es blos ein Zufall, wenn die Ansicht nicht auch zur Hand-

lung wird. Das allgemeine verbrecherische Treiben ist kein Zufall, sondern das Ergebniß einer gesunkenen Moral, und wo diese in innerer physischer Beziehung gesunken ist, da ist ihr Bestand im äußern Leben nur ein Zufall. Das Urtheil über Stockholm darf in der That nicht milder ausfallen als über andere große Städte.

Entsetzliche Belege hiefür bilden die Geburts- und Sterbtabellen des Jahres 1850, wo die Anzahl der Gestorbenen die der Geborenen um 715 übersteigt, und die geborenen ehelichen Kinder sich nur auf 1604, die unehelichen auf 1340 belaufen. Wir fürchten, daß der moralische Zustand im Verhältniß zur Zahl der Bevölkerung in andern Hauptstädten schwerlich schlimmer sein kann, nicht einmal in London und Paris. Auch der ökonomische Druck ist nicht unbedeutend, weil es nur 2017 Haushaltungen gibt, die aus eigenen Mitteln mehr besitzen, als was zu ihrem Unterhalt nöthig ist, während dagegen die andern nur knapp bestehen können, im Fall sie nicht durch öffentliche oder Privatwohlthätigkeit unterstützt werden. Gewiß ist es auch problematisch, in wie weit der ruhige nordische Charakter nebst klimatischen Ursachen bei uns die Leidenschaften abkühlt, bevor sie die Grenzen des Verbrechens überschreiten, wenn man mit Bezugnahme auf die Bevölkerung des ganzen Reichs in den letzten fünf Jahren folgendermaßen zählt: ermordete Kinder 11,0; ermordete ältere Personen 57,4; nach richterlichem Spruch Hingerichtete 8,0; Selbstmörder 217,4; durch starke Getränke Umgekommene 66,2; Erfrorene 110,2; Ertrunkene 1181,0; durch Unvorsichtigkeit von Müttern oder Ammen erdrückte Kinder 291,0; durch Fall- und äußere Beschädigung Umgekommene 307,0; Verhungerte 31,8; durch absichtliche Vergiftung Getödtete 10,0. Ohne hier auf weitere Kommentare einzugehen, wollen wir nur noch hinzufügen, daß diese Zifferangaben zu beweisen scheinen, daß all die Leiden-

schaften, die in andern Ländern bei der Zeichnung des Gesellschaftslebens so stark in Anspruch genommen werden, auch bei uns in reichem Maße sich vorfinden, obschon der Schwede, der erst in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren eine Publizität erhalten hat, nicht im Stande war und es noch jetzt kaum ist, sich selbst vollständig untersuchen zu können, obngeachtet ihm in dieser Beziehung ganz und gar nichts fehlt, wenn es sich um Ausländer handelt.

Um endlich durch einige besondere Beispiele Vorstehendes noch weiter zu bekräftigen, wollen wir nur noch die Deprez'sche Vergiftung, die Fyrwald'sche, Nysser'sche, Lagerpranz'sche, Breitfeld'sche und Arosinische Mordgeschichte, die Cession und Todesart Morsings, von andern Cessionen nicht zu sprechen, die Löwenmark'sche Geschichte, wie auch die große weitverzweigte Diebsbande in und außer der Hauptstadt, der man erst neuerdings auf die Spur gekommen ist, namhaft machen; davon nichts zu sagen; daß die täglichen Polizeiprotokolle beständig erneuerte Beweise von der Existenz und der Zunahme des Vagabundenlebens liefern.

Wir hoffen, daß man uns diese kleine Episode, wozu Gourville's Ansichten Veranlassung gegeben, zu gut halten wird.

Gourville's Frage war unbeantwortet geblieben.

Die Baronin schien sprechen zu wollen, aber kein Wort kam über ihre Lippen . . .

Auf Kellners Wangen brannte noch eine dunkle Röthe und sein Blick war zu Boden gesenkt.

Nach einer Weile erhob er jedoch se'n Haupt wieder und seine Augen glänzten mehr als gewöhnlich.

Der entschlossene Ausdruck, der auf seiner Stirne ruhte, rivalisirte mit einem feinen Lächeln auf seinen Lippen.

Gourville, der lange geahnt hatte, daß Kellners stolzer Charakter einen schweren Kampf gegen die moralischen Demüthigungen, die seine Einmischung in die Geschichte ihm auferlegte, zu kämpfen gehabt, hatte von ihm nicht ein fröhliches Lächeln, sondern vielmehr einen düstern und niedergeschlagenen Ernst erwartet.

Inzwischen war es ihm angenehm, daß Kellner die Sache unbelästigt und leicht hinnahm.

Während Gourville sprach, hatte Kellner Zeit gehabt, zu überlegen und zu einem Schluß zu kommen.

War er wohl deßhalb wieder ein selbstständiger Mann oder nicht?"

„Lassen Sie uns Ihre Vorschläge hören," sagte Kellner. „Sind sie annehmbar, so gehe ich darauf ein. Sprechen Sie, Chevalier."

Die Baronin war mit Kellners Fügsamkeit noch zufriedener als Gourville. Für sie lag gleichwohl etwas Unbegreifliches darin, was für ihn nicht vorhanden war.

„Für's Erste," antwortete Gourville, „wünsche ich einen Bund zwischen uns, dahingehend, daß wir einander in Freude und Leid freundschaftlich beistehen."

„Sie verlangen immer Freundschaft," bemerkte Kellner lächelnd, „aber ich billige das . . . also Freundschaft."

„Sie gehen darauf ein, Kellner," fiel die Baronin ein. „Dank, Dank, Kellner!"

„Für's Zweite," fuhr Gourville fort, „Krieg gegen Paul Kellner!"

„Nun wohl, auch darauf gehe ich ein."

Kellners Lächeln wurde noch zufriedener.

„Ach Kellner," bemerkte die Baronin von Neuem, „Sie wissen nicht, wie glücklich Sie mich machen."

„Krieg auch gegen Pauls Freunde," fügte Gourville hinzu.

„Also Krieg gegen den General," erinnerte die Baronin.

„Krieg auch gegen ihn."

„Aber Ihr Sohn freit ja, wenn ich mich nicht täusche, um seine Tochter," fiel Kellner ein.

„Das mag sein; aber jedenfalls Krieg gegen den starrköpfigen Alten."

„Da Sie es verlangen," versetzte Kellner, „also auch Krieg gegen ihn."

„Krieg!" rief Gourville, „Krieg gegen . . ."

Er vollendete seinen Satz nicht.

„Krieg," fügte Kellner lächelnd hinzu, „Krieg gegen Alles, gegen die Menschheit, gegen die Welt, gegen Gott."

Gourville strahlte von Befriedigung. Die Baronin war belebt von Enthusiasmus.

„Krieg!" rief auch sie.

„Hören Sie mich, Frau Baronin," fuhr Gourville fort; „Sie waren noch unschlüssig, ob Sie zu dem General gehen sollten oder nicht."

„Richtig; was rathen Sie mir, Chevalier?"

„Gehen Sie hin, gehen Sie allein hin."

„Sagen Sie das?"

„Ich verspreche Ihnen eins — Paul Kellner wird sich nicht einfinden."

„Versprechen Sie das?"

„Ich schwöre es."

Die Baronin hatte bereits ein unbedingtes Vertrauen zu Gourville gefaßt.

„Und heute Abend," fuhr er fort, „heute Abend..."

Aber ehe er seinen Satz vollendete, ging er nachdenklich im Zimmer auf und ab.

„Heute Abend," wiederholte die Baronin.

„Heute Abend,“ nahm Gourville sein Wort wieder auf, „werde ich Paul in Ihre Hände überliefern, im Fall Sie sich blindlings nach mir richten wollen.“

„Verlassen Sie sich darauf.“

„Inzwischen,“ fuhr er fort, „Frieden zwischen uns und Krieg gegen alle andern!“

„Friede!“ wiederholte sie.

„Krieg!“ fügte Kellner hinzu.

Kellners Stimme war dabei drohender und dumpfer als vorher, obschon sein Gesicht dabei noch lächelte.

Fünfzehntes Kapitel.

Eine Viertelstunde bei Mamsell Michelsen.

Nachdem man übereingekommen, daß die Baronin sich etwa um zwölf Uhr Mittags bei dem General einfinden sollte, verabschiedeten sich Kellner und Gourville von ihr.

Als sie auf die Straße kamen, ging Kellner aufwärts. Gourville folgte ihm.

Kellner hatte gehofft, daß er ihn los werden könnte.

„Haben Sie nicht im Sinn, Chevalier,“ bemerkte Kellner, „die Sache so einzuleiten, daß Paul sich nicht bei dem General einfindet?“

„Allerdings, ich werde es auch nicht unterlassen.“

„Dann gehen Sie aber fehl. Paul wohnt weiter hier unten.“

„Ganz richtig, aber ich gedenke mich nicht selbst zu ihm zu begeben, sondern jemand anders zu ihm zu schicken.“

Sie gingen also weiter zusammen.

Kellner war schweigsam und gedankenvoll; er schien eine wichtige Sache zu überlegen, die ihm viel Kummer machte. Der Ernst hatte sich wieder auf seinem Gesichte gelagert, wo so eben noch ein zweideutiges Lächeln vorherrschte. So kamen sie an den Trompeterhügel.

„Leben Sie wohl, Chevalier," sagte Kellner, indem er sich den Hügel hinaufwandte.

„Sie werden mich nicht so leicht los," versetzte Gourville gleichgültig; „noch immer laufen unsere Wege zusammen."

Kellner empfand ein unangenehmes Gefühl bei dieser Antwort, aber was wollte er machen?

Sie gingen auch noch ein Stück vom Hügel zusammen, aber so bald Kellner das Haus erreicht hatte, wo Mamsell Michelsen wohnte, blieb er stehen.

„Jetzt müssen wir uns doch wohl trennen," bemerkte er, wobei seine lächelnden Lippen sonderbar gegen den düstern Ernst der Stirne contrastirten.

„Warum das?" fragte Gourville. „Just in dieses Haus will ich gehen."

„Hieher?"

„Sie wundern sich darüber und doch gibt es nichts Einfacheres."

Kellner antwortete nicht, sondern erstickte den in ihm gährenden Unwillen, der mehr an Haß grenzte, als bloß ein gewöhnliches Mißvergnügen war.

Sie traten in's Haus und gingen dieselbe Treppe hinauf.

„Gedenken Sie mir auch hier herein zu folgen, Herr Chevalier?" fragte Kellner, indem er vor Mamsell Michelsens Thüre stehen blieb.

„Auf dem Fuß, wo wir mit einander stehen, würden Sie sicherlich nichts dagegen haben," erwiederte Gourville; „aber meine Zeit gestattet mir jetzt nicht, Sie

länger zu begleiten, obschon es sonst mein größtes Vergnügen wäre."

Als Kellner bei Mamsell Michelsen eintrat, öffnete die schwarze Charlotte die Thüre für Gourville, der zu ihr hineinging.

In Kellners Seele war ein schwerer Kampf vor sich gegangen. Er, der tüchtige und thätige, in der öffentlichen Meinung so hoch stehende, durch seine Erfolge selbstständig gewordene Geschäftsmann konnte nicht ohne tiefen Schmerz an den Einfluß denken, den Gourville auf ihn ausübte. Er erblickte in ihm einen düstern Schatten, der nicht von seiner Seite wich, und er begann zu glauben, daß er verurtheilt sei, beständig von ihm begleitet zu werden . . . wohin? Diese Frage erschreckte ihn und entsetzliche Spuckgestalten tauchten in seinem Inneren auf.

Die Ansichten, welche Gourville bei der Baronin ausgesprochen, hatten seine Augen vollständig geöffnet, und er beschloß, mit ihm zu brechen, obschon die Klugheit ihm gebot, so vorsichtig wie möglich zu Werke zu gehen.

In seinem aufgeregten Zustand begab er sich zu Mamsell Michelsen, um bei ihr seinen Kummer zu ergießen.

Im Wohnzimmer traf er sie nicht und ging daher in's Toilettenzimmer, wo sie auf dem Sopha ruhte; aber statt eines Lächelns auf ihren Lippen, das er erwartet hatte, bemerkte er eine Thräne in ihrem Auge.

Sobald sie Kellner erblickte, fuhr sie jedoch mit der Hand über die Augen und die Thräne verschwand.

Jetzt lächelte sie wieder.

„Willkommen, Kellner!" grüßte sie ihn. „Wie habe ich mich nach Ihnen gesehnt! . . . Sie sind mehrere Tage nicht hier gewesen . . . Zuerst wurde ich böse darüber . . . dann wurde ich betrübt."

Kellner schwieg, betrachtete sie aber. Er wollte seine Sinne durch ihre Anschauung berauschen: dies war ein

Rausch, er wußte es, dessen er in melancholischen Stunden bedurfte, um wieder fröhlich zu werden.

Mamsell Michelsen war auch höchst einnehmend, wenn sie so in einer nachläßigen, deßhalb aber nicht minder reizenden Haltung ruhte, der, von den reichen Wanddraperien des Zimmers umgeben, beinah einem Alkoven glich.

In einem Morgenkleid mit reich verziertem Leib und einfachem Unterrock, worüber sich eine hübsche Jacke à la Charles V. von nakaratfarbigem Sammt mit gothischen Verzierungen aus verschlungenem Weinlaube schloß, zeigten sich ihre warmen weichen Formen in einer Anmuth, die das Auge entzückte. Ein breiter Spitzenvolant kantirte die Jacke und umschloß ihren Leib, und um die weißen runden Arme fielen weite Aermel, mit Volants von prachtvollen Wollspitzen versehen.

Aber ungeachtet Kellner wollüstig und in tiefen Zügen den Duft der blühenden Reize dieses Weibes einathmete, so wichen dennoch die düsteren Gedanken, welche sein Verhältniß zu Gourville ihm eingeflößt, nicht aus seiner Seele.

Keine Wollust in der Welt konnte die Wunde heilen, welche die in ihm nagende Unruhe geschlagen; dazu war, er fühlte es in dieser Stunde, eine Zärtlichkeit ohne alle Berechnungen, eine Liebe ohne alle Koketterie, eine milde, reine und wahre Hingebung ohne alle Nebenabsichten erforderlich. Er verbarg das Gesicht in seinen Händen und sank auf eine Causeuse nieder.

Den Trost, den er bei Mamsell Michelsen zu finden gehofft hatte, fand er nicht.

„Du bist betrübt, Kellner; ach, mein Freund, es ist Dir etwas Unangenehmes zugestoßen; aber Du mußt fröhlich werden . . . Was soll ich doch anfangen, um Dich aufzuheitern? Es ist wahr, Du sollst etwas Schönes zu sehen bekommen, womit ich Dich just zu überraschen gedachte."

Damit sprang sie auf und verließ ihn.

Kellners Gedanken folgten ihr jedoch nicht, sondern zogen sich immermehr in sein Inneres zurück.

Nach einer Weile kam Mamsell Michelsen wieder in einer andern Jacke.

„Siehst Du," sagte sie, indem sie ihm fröhlich entgegen lächelte, „siehst Du, was für einen hübschen Condrillon ich mir angeschafft habe . . . gefällt er Dir nicht? . . . steht er mir nicht unbeschreiblich gut? . . . ei betrübe mich doch nicht mit Deinem Schweigen . . . nicht wahr, er steht mir gut?"

Die Condrillons sind moderne, kleine, ausnehmend zierliche Damenjacken.

Kellner gestand, daß die Jacke ihr gut ließ, und einen Augenblick glänzte ein Strahl der Zufriedenheit in seinem Gesichte; aber bald erlosch er wieder.

Mamsell Michelsen fühlte sich etwas beleidigt durch diese Gleichgültigkeit.

„Jetzt bist Du garstig, Kellner; aber Du glaubst vielleicht nicht, daß es modern ist, und ich will Dir deßhalb sagen, daß es gar nichts Moderneres gibt, als diese kleinen allerliebsten Condrillons . . . oder gefällt Dir vielleicht die Farbe nicht? . . ist denn braun nicht schön? brauner Sammet mit rosenfarbigem Plüsch gefüttert, sagt meinem Geschmack sehr zu, und Du darfst Dich künftig darnach richten. Ich kann Dich versichern, daß Medberg in seinem ganzen Magazin nichts Schöneres hatte; diesen Sammt da bekam er erst in den letzten Tagen aus Paris. Aber Du siehst mich ja gar nicht an. Du hast nicht einmal die hübsche Verschnürung bemerkt, die ein wahres kleines Meisterstück von Hähnel in der Schmidtgasse ist . . . Verstehe ich vielleicht nicht zu wählen? Du sollst mir wenigstens nicht vorwerfen, daß es mir an Geschmack fehle. Aber ich habe Dir noch eine Ueberraschung zugedacht . . . wart ein wenig, so sollst Du sehen."

Sie hüpfte wieder hinaus.

Obschon Mamsell Michelsen all ihre Talente aufbot, um Kellner zu zerstreuen und aufzuheitern, so wollte es doch nichts nützen. Zum erstenmal fühlte er, daß in diesem Verhältniß mit ihr eine Leere vorherrschte. Es war eine innigere Theilnahme, was er jetzt bedurfte, eine holde Herzensfreundin, deren warmer, uneigennütziger Liebe er sich anzuvertrauen sehnte. Ein tiefer Seufzer hob daher seine Brust, ohne daß er sich jedoch die Bedeutung desselben recht erklären konnte.

Bald stand inzwischen Mamsell Michelsen mit einem neuen Hut auf dem Kopf wieder vor ihm, und ein schwaches Lächeln spielte abermals auf seinen Lippen, weil es ihm unmöglich war, das einnehmende Wesen des gefallsüchtigen Weibes zu läugnen.

„Nun, Kellner, was sagst Du jetzt?"

Seine Augen ruhten auf ihr, aber er sprach nichts.

„Hast Du je einen schöneren Hut gesehen?" fuhr Mamsell Michelsen fort; „Frau Weber in der Königsstraße hat gewiß noch nie etwas Zierlicheres zu Stande gebracht."

Der Hut war von schneeweißer Seidenfarsche und mit einer langen Straußenfeder geschmückt.

„Denk Dir jetzt, Kellner," fuhr sie fort, „zu diesem Hut ein Moorkleid mit bordirtem Leib und halblangen Aermeln, unter welchen doppelte Spitzen hervorstehen, sowie eine Mantille von weißem Casimir, geschmackvoll und reich mit Wollspitzen garnirt . . . das muß scharmant sein, nicht wahr, Kellner? Im nächsten Sommer, wenn ich in den Thiergarten hinaus ziehe, werde ich mir eine solche Mantille anschaffen . . . eine weiße Casimirmantille . . . ach, wie angenehm das sein muß . . . glaubst Du nicht, daß alle Damen, die mit der Mode gehen, mich mit Neid betrachten werden? Ich bin es überzeugt; ich kenne diese Damen wohl . . . Sie gönnen mir nichts und ärgern sich krank, wenn ich etwas

Schönes habe; aber dießmal will ich ihnen auch Anlaß genug geben, sich zu ärgern."

Kellner streckte freundlich seine Hand gegen sie aus, aber bevor sie die ihrige hineinlegen konnte, sank die seinige wieder hinab.

„Kellner!" sagte Mamsell Michelsen in vorwurfsvollem Tone, während Zeichen von Mißvergnügen ihre hübschen Lippen in Falten legten, „was ist denn heute an Dir? Du bist ja gar nicht freundlich. Meinst Du, daß es artig sei, so gleichgültig drein zu sehen? Thue ich nicht alles, was ich kann, um Dich wieder aufzuheitern? und doch siehst Du so mißvergnügt aus, wie wenn Du Dich nicht im Mindesten um mich bekümmertest. Nimm Dich wohl in Acht, Kellner, daß ich nicht auch böse werde: das würde Dir gewiß nicht gefallen; aber Du glaubst vielleicht nicht, daß ich es werden kann. Sitz nur noch ein Viertelstündchen so da, dann wollen wir schon sehen. Aber da fällt mir etwas ein . . . höre . . . willst Du . . . ich glaube, daß Du nicht im Wagen gekommen bist, sondern zu Fuß."

„Ich kam zu Fuß . . . es ist wahr . . . ich kam wirklich zu Fuß."

„Nun Kellner, so laß uns ein wenig spazieren gehen. Das Wetter ist schön, der Himmel klar . . . was sagst Du dazu . . . eine Promenade auf dem Markt Karls XIII. würde Dich erfrischen . . . willst Du?"

„Nein, nein . . ."

„So laß uns fahren, ich schicke nach meinem Wagen . . . er wird nicht lange auf sich warten lassen . . . wir machen eine Runde um den Thiergarten . . . und dann diniren wir im blauen Thor oder im Casino . . . was meinst Du? . . ."

„Nein, meine Freundin, nein, ich habe heute keine Lust, mich hinaus zu begeben."

„Keine Lust . . . was soll das heißen? Du hörst ja, daß es mir Freude machen würde."

„Ganz gut, aber ich befinde mich heute nicht in der Stimmung, andern Leuten Freude zu machen.“

„Auch nicht einmal mir? Nun, so will ich statt dessen Dir Freude zu machen suchen. Ich will zu einigen Deiner Freunde schicken und Du dinirst mit ihnen bei mir. Ein ganz delikates kleines Mittagessen für vier oder fünf Personen. Du bekommst . . . laß sehen . . . ja, Du bekommst Kalbsprieschen mit Champignons. Ich weiß, daß Du das liebst. Ferner bekommst Du Hummer in Gelee mit Austern; ich glaube, das wird dem gnädigen Herrn wohl schmecken . . . dann Ente mit Trüffeln . . . nun, nun, bin ich nicht eine ganz artige Köchin . . . ich hoffe, Du wirst das zugeben . . . Meraskinpudding mit Manillesauce geht wohl auch an.“

„Sprich nicht vom Essen, liebe Freundin, ich könnte nichts genießen.“

„Ach wie garstig Du bist; grade wie ein verzogenes Kind. Heute taugst Du auch gar nichts . . . aber warte nur . . . Du weißt nicht, was ich Dir noch mehr zu bieten habe . . . rathe einmal, rathe einmal . . .“

„Ich bin jetzt nicht in der Laune, Räthsel zu errathen . . . ich bitte Dich, laß mich in Ruhe.“

„Aber Du mußt rathen . . .“

„Laß mich, meine Liebe, laß mich.“

„Welcher erbärmliche Humor! Mich zu bitten, ich soll ihn in Ruhe lassen; ach mein Gott, ist das auch eine Antwort! Nun, Du sollst Dir ja jetzt den Kopf nicht mehr zerbrechen müssen . . . Siehst Du, ich habe eine Flasche superfeinen Chambertin und eine . . . was glaubst Du wohl . . . eine Flasche Fleur de Bazy, so ächt und lieblich, daß man in des Königs eigenem Keller vergebens nach besserem suchen würde. Ei wie, Du lächelst noch immer nicht? Ach, Du mußt krank sein, Kellner, oder hast Du vielleicht einen häuslichen Verdruß gehabt, hat vielleicht Deine Frau . . .“

Kellner befand sich wirklich bei schlechtem Humor

und es verdroß ihn sogar, daß Mamsell Michelsen von seiner Frau sprach.

„Oder ... oder ...“ stammelte sie und ihre Augen erweiterten sich und strahlten von einem höheren Glanz, während sie ihn immer stärker fixirte ... „oder ... oder ...“

„Oder?“ wiederholte Kellner mit einem fragenden Ausdruck.

„Du hast mich nicht mehr lieb,“ fiel sie ein, „Du liebst vielleicht eine andere, Du ...“

Kellner heftete einen verwunderten Blick auf sie.

„Ja, Kellner, ich verstehe Dich,“ fuhr Mamsell Michelsen fort, „Du gedenkst mich aufzugeben. Ach mein Gott, wie unglücklich bin ich, ich, die ich Dich so innig geliebt, die ich alles für Dich geopfert habe, die ich nicht ohne Dich leben kann! Der Kopf thut mir ordentlich weh, wenn ich nur daran denke. Was soll ich thun? So seid ihr Alle. So lange wir taub gegen euch bleiben, da kommt es euch auf Versprechungen und Artigkeiten nicht an; aber hernach ... hernach werfet ihr uns weg, wie verwelkte Blumen. Aber es geschieht mir recht; ich bin zu treuherzig gewesen. Ach mein Gott, wie kindisch war ich doch, daß ich einen einzigen Augenblick an Deine Ehre und Deine Versprechungen glauben konnte ...“

Mamsell Michelsens Kummer war nicht erheuchelt; sie litt wirklich sehr bei dem Gedanken, daß Kellner sie aufzugeben gedenke. Ihr unzweideutiger Schmerz that auch Kellner weh, zumal da er sie noch liebte, obschon er sich allerdings von gelegentlichen Treulosigkeiten nicht freisprechen konnte.

„Setz Dich hier neben mich, meine Freundin,“ bat er sie; „glaube nicht, daß ich daran denke, Dich aufzugeben ... ach nein ... aber setz Dich nieder ... ich will mich bemühen, fröhlich und gut zu sein.“

Kellner schlang jetzt seinen Arm um ihren Leib und

zog sie näher an sich; Mamsell Michelsen war wieder versöhnt, beugte sich über ihn hinab und strich ihm kosend die dunkeln Haare auf die Seite.

Aber Kellner war von dem Gedanken über seine Stellung zu Gourville zu tief aufgeregt, als daß ein fröhliches Gefühl in ihm aufkommen konnte.

Die Erfolge in der Welt entwickeln unsern Muth, unsere Kräfte und unser Selbstvertrauen; die Freude macht uns das Leben immer lieber und theurer; Widerwärtigkeiten und Bekümmernisse dagegen führen uns zu uns selbst zurück, zum Ernst in unserem Herzen, zu einer tieferen Ueberlegung in unserer Seele.

Er liebte in diesem Augenblick Mamsell Michelsen, wenigstens schmeichelte sie ihm auf eine so angenehme Art, und gleichwohl war ihm der Gedanke widerlich, sie an sein Herz zu drücken: dieß kam daher, weil sein Herz in diesem Augenblick reiner war als sonst. Die Ahnung eines bevorstehenden Unglücks sprach zu ihm. In unsern Ahnungen kommt Gott zu uns, und wenn er kommt, fällt alles weg, außer unser bestes, unser schönstes, unser reinstes Gefühl. Nur dieses wagt die Kniee zu beugen und in Gottes Auge zu blicken.

Er liebte sie, er hatte sie viele Jahre geliebt, und gleichwohl fiel es ihm erst jetzt ein, daß sie dennoch nicht seine Frau war. Der Gedanke schmerzte ihn, und er schloß sie in seine Arme und neigte sein Haupt gegen sie, um ihn zu verscheuchen; aber er bildete sich immer stärker in ihm aus. Bald umgaben ihn auch eine ganze Menge neuer Vorstellungen . . . . Allerlei Fragen tauchten wie aus einem Chaos auf, ohne daß er die Kraft hatte, sich ihrer zu erwehren, und jede neue Frage war eine neue Qual.

„Habe ich jemals," fragte ihn die Stimme des Gewissens, „sie wirklich geliebt? habe ich mich nicht einer Verirrung hingegeben, blos deßwegen, weil sie meiner Eitelkeit schmeichelte? lag nicht in meiner Ergebenheit

ein Trotz gegen das Verhältniß zu meiner Frau? War nicht meine Liebe hier blos ein Mittel, meine Gleichgültigkeit gegen diese zu zeigen?"

So folgte Frage auf Frage, bis er sich endlich vor sich selbst entsetzte. In der krankhaften Reizbarkeit seiner Stimmung vergaß er, daß mehr seine von Gourville bedrohte gesellschaftliche Stellung es war, was all die Gespenster einer milzsüchtigen Phantasie aufjagte, als sein Verhältniß zu Mamsell Michelsen; aber wenn ein Bekümmerniß uns zu belagern anfängt, so werden wir bald von Tausenden belagert, und sind wir einmal in ihre Wirbel hinein gerathen, so verschwinden wir auch darin.

Während er den einen Arm um ihren schlanken Leib schlang, schob er sie inzwischen mit dem andern von sich, und mit einer Thräne in ihrem Auge zog sie sich von ihm zurück.

So unklar die Gedanken waren, die in Kellners Kopf rumorten, eben so klar vergegenwärtigte sie sich einen einzigen.

Er ist für mich verloren, dachte sie.

Dieser einzige Gedanke war für sie die Quelle eines tiefen, augenblicklichen Schmerzes.

So lange die gegenseitigen Verhältnisse unter den Menschen freundschaftlich und herzlich sind, fühlt man nicht, wie sehr man liebt; aber wenn die Bande zu reißen, wenn sie sich aufzulösen beginnen, dann empfindet man es wohl.

Die Predigten des Leserpfarrers hatten sie aufgeregt, Reue und Gewissensbisse in ihr geweckt; aber noch weit mehr wurde sie jetzt von den Vorstellungen aufgeregt, die in Folge dieser Handlungsweise Kellners bei ihr auftauchten, und alles, was der Fanatiker gesprochen hatte, verschwand jetzt wie ein flüchtiger Rauch.

Eine Thräne glänzte in ihren Augen, als Kellner in ihr Lieblingsstübchen trat. Während sie einen Blick über ihr Leben geworfen hatte, waren ihre Gefühle

gleichsam zu einem einzigen Schluß gekommen: zu dieser Thräne. Aber bei Kellners Anblick verwischte sie dieselbe und lächelte wieder.

Jetzt glänzte eine neue Thräne in ihren Augen; aber es fiel ihr nicht ein, sie wegzuwischen; langsam suchte sie sich einen Weg über ihre Wangen hinab.

Aber Mamsell Michelsen handelte eben so schnell als sie dachte, und sie dachte eben so schnell als sie fühlte.

Ohne ein Wort zu sagen, verließ sie Kellner plötzlich, einem augenblicklichen Einfall gehorchend.

Kellner bemerkte kaum, daß sie sich entfernte; aber als sie zurückkam, führte sie die kleine Sophie an der Hand.

Sophie war ein lebhaftes, zierliches, kleines Mädchen, stets nach dem neuesten Modejournal für Kinder gekleidet.

Wie eine goldgelbe Woge fielen die leichten Locken um ihren Hals herab. Die Augen spielten in ihrem Kopf.

Ein kurzes Kleid mit weiten, reich bordirten weißen Höschen und kleine Zeugschuhe von derselben Farbe, wie das Kleid, ließen ihr allerliebst.

„Ach sieh, der Onkel ist da," rief sie, als sie Kellner sah. „Nun, das ist recht schön, daß man Dich auch wieder sieht, Onkel. Ich glaubte beinah, Du hättest uns vergessen."

Sie nannte Kellner: Onkel.

„Einmal als die Tante weinte, war ich recht böse auf Dich, weil Du uns so vernachlässigst, aber für dießmal will ich Dir verzeihen . . . Sag mir, bin ich nicht artig? . . . aber Du nimmst mich ja nicht einmal auf Deinen Schooß, Onkel . . . das ist sonderbar . . . hast Du schon wieder an etwas Anderes zu denken, als an mich? . . . Pfui Onkel . . . wie kann man auch so ernsthaft aussehen? . . . das steht Dir gar nicht gut . . . Nein, da ist es etwas ganz Anderes, wenn Du fröhlich bist . . . dann kann man Dich auch lieb haben. Sieh,

Onkel, die Tante hat mir dieser Tage ein so schönes Blumenkränzchen gegeben, das ich an meinem Hut haben werde, wenn ich ausgehe . . . willst Du es sehen? . . . aber es ist wahr . . ."

Als Sophie verstummte, sah sie ganz ernsthaft aus, wie wenn sie sich an etwas Unangenehmes erinnerte.

Kellner lauschte inzwischen aufmerksamer auf das Geplauder des kleinen Mädchens, als er Mamsell Michelsen selbst angehört hatte.

„Nun, was ist denn wahr? . . ."

„Ach ja, siehst Du, ich hatte eine solche Freude an dem lieben Kränzchen, daß ich . . ."

„Daß Du . . ."

„Daß ich jedes Blümchen betrachten und untersuchen wollte, und so . . ."

Sie verstummte wieder und sah ihn schalkhaft an.

„Und so," fuhr sie fort, „zerpflückte ich den ganzen Kranz, und jetzt habe ich nichts mehr, denn die Tante sagte, wenn man mit den kleinen Blümlein so übel umgehe, so bekomme man keine mehr."

Sophie sprach ganz ernsthaft; aber als sie schloß, lächelte sie wieder.

„Aber weißt Du auch," fiel sie wieder ein, „was ich weiter dachte?"

„Was dachtest Du?"

„Ich dachte, daß ich dennoch einen Kranz bekommen könnte."

„Du dachtest es . . . aber wie willst Du einen solchen bekommen, wenn Deine Tante Dir keinen geben will?"

„Ei, ich weiß ein Mittel, das nicht fehlschlagen kann."

Es machte Kellner Vergnügen, das unschuldige Geplauder des Mädchens anzuhören. Ohne daß er darüber nachdachte, gefiel es ihm jetzt mehr als sonst.

„Ja, sieh Onkel . . ."

Sophie machte ein schalkhaftes Gesichtchen.

„Fahre fort," bat Kellner, „fahre fort."

„Erstens glaube ich, daß, wenn Du mich auf Deinen Schooß nimmst . . ."

Mamsell Michelsen freute sich über die sichtlichen Fortschritte, die das hübsche Kind bei Kellner machte.

Sie selbst hatte so lange gekämpft als sie konnte; jetzt war es Sophie, die für sie kämpfte.

Mamsell Michelsen bereitete sich nur darauf vor, sich aller Trophäen des bevorstehenden Sieges zu bemächtigen.

„Und wenn ich Dich jetzt," antwortete Kellner, „wirklich auf den Schooß nehme."

„Dann glaube ich, daß, wenn ich Dich tätschle, Onkel . . ."

„Wenn Du mich tätschelst?"

„Und wenn ich Dir einen Kuß gebe, Onkel, so glaube ich . . ."

„Was glaubst Du?"

„Daß Du nicht umhin kannst, mir das zu geben, um was ich Dich bitte."

„Und um was bittest Du mich?"

„Um einen neuen Kranz, Onkel; und ich weiß, daß Du mir ihn auch gibst."

„Du weißt es?"

„Ach ja, ich glaube es ganz bestimmt; aber Du nimmst mich ja nicht auf Deinen Schooß."

Ein Seufzer hob Kellners Brust.

„Siehst Du, Onkel, wenn Du jetzt artig gegen mich bist, so werde ich einmal auch so artig, so artig gegen Dich sein."

„Einmal . . ."

„Ach ja freilich. Wenn ich groß werde, siehst Du, so werde ich Dich so lieb haben, daß selbst die Tante Dich nicht lieber haben könnte."

„Wirst Du das?"

„Ja, ich werde Dich tätscheln . . . ich werde Dich küssen . . . ich werde Dich liebkosen."

Des Mädchens freundliche Worte schmerzten gleichwohl Kellner beinah.

„So komm her," bat er sie, „dann darfst Du zu mir sitzen."

Aber Sophie zögerte, gleich als hätte sie jetzt etwas dagegen einzuwenden.

„Du zögerst," bemerkte Kellner, „warum zögerst Du?"

„Warum ich zögere? . . ."

„Ja."

„Ich denke an etwas, das kann ich Dir sagen, Onkel . . . ich weiß nicht . . ."

„Was weißt Du nicht?"

„Ob es sich recht paßt, daß ich auf Deinen Schooß sitze."

„Ob es sich paßt?"

„Sieh Onkel, darum . . ."

„Weiter . . ."

„Darum, Onkel . . . weil Dein Schooß . . . ja der Platz der Tante ist . . . und ich darf ihn ihr nicht nehmen; überdieß . . ."

„Ueberdieß . . ."

„Ueberdieß hast Du mir den Kranz noch nicht versprochen . . ."

„Wohlan, Du sollst ihn haben."

Sophie klatschte vor Freude in ihre Händchen.

„Siehst Du, Tante," rief sie, „siehst Du, Tante, er hat mir jetzt doch einen neuen Kranz versprochen, und ich wußte es wohl, daß Du mir es nicht abschlagen könntest, Onkel. Ach wie bin ich so froh, wie bin ich so froh!"

Und während sie auf dem Boden hin und her sprang, hüpfte sie endlich auf Kellners Schooß. Aber das unschuldsvolle kindliche Geplauder des Mädchens wirkte

jetzt ganz anders auf ihn, als es bei andern Gelegenheiten auf ihn gewirkt haben würde.

Als Sophie fröhlich und liebkosend auf seinen Schooß sprang, stellte sich eine neue schmerzliche Betrachtung bei ihm ein.

„Sie ist dennoch," dachte er, „nicht meine Tochter."

Und mit einer heftigen Bewegung schob er sie zurück und richtete sich auf.

„Verzeih mir, meine Liebe," sagte er zu Mamsell Michelsen, „ich muß Dir heute recht sonderbar vorkommen, aber ich kann nicht dafür. Ich weiß nicht, was mir fehlt. Es ist so vieles, was auf mich einstürmt. Die Gedanken gehen mit mir im Kreise herum. Ich bin meiner selbst nicht mehr mächtig. Sei jedoch nicht betrübt . . . ich . . . ich . . . ich leide von der Liebe, die mich umgibt, von der Freundlichkeit, womit ich behandelt werde ... von . . . gleichviel . . . ich werde bald wieder hier sein und alles erklären ... jetzt vermag ich es nicht."

Mamsell Michelsen und Sophie folgten ihm mit verwunderten Blicken und Mienen.

Als er in die Hausflur hinauskam, klopfte es an die äußere Thüre.

Er lauschte.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und Gourville zeigte sich auf der Schwelle.

„Ich bitte um Entschuldigung," sagte er, „aber vielleicht erlauben Sie mir, Herr Kellner, Ihnen den Boten vorzustellen, den ich jetzt zu Ihrem Vetter Paul schicke."

Gourville machte dabei eine Bewegung mit der Hand und zeigte ihm ein Frauenzimmer an seiner Seite.

Kellner vermochte seine Ueberraschung, nicht blos über Gourvilles Eintritt, sondern auch über die südlich feurige Miene des unbekannten Frauenzimmers nicht zu unterdrücken. Er ahnte mit Schrecken Gourvilles Plan, und er fühlte, daß ein solches Weib etwas auszurichten

vermöge, wenn man sie zu einer schlau angelegten Schlinge benütze.

Das unbekannte Frauenzimmer war die schwarze Charlotte.

Sie war jetzt prächtig equipirt, ihre frische, lebhafte, beinahe von einer heißen Zone zeugende Schönheit trat auf eine Art hervor, die sogleich in die Augen fallen mußte.

Er fühlte, daß er zitterte vor dem brennenden Blick, den sie flüchtig auf ihn warf.

Mit Stolz . . . einem Stolz, der eigentlich durch Gourvilles ungebetenes Eintreten hervorgerufen wurde, maß er sie.

Ein feines Lächeln zeigte sich dabei in Gourvilles Gesicht.

Er legte Kellners Stolz als Verlegenheit aus.

„Laß uns gehen, „bemerkte er gegen Charlotte, „und sie verließen sogleich das Zimmer.

Kellner warf den Mantel über die Schulter, um ihnen zu folgen; er wußte selbst nicht recht, was er wollte, er wollte nur hinaus.

Zerstreut setzte er seinen Hut auf und stand bereits unter der Thüre, als er hörte, daß jemand die Treppe heraufkam; jetzt blieb er stehen, um den Kommenden an sich vorbei zu lassen.

„Beim Himmel, er soll gestürzt werden," murmelte in diesem Augenblick eine scharfe Stimme mit Bitterkeit von unten.

Kellner hörte die Worte und er zuckte zusammen. Diese wenigen Worte enthielten auf einmal die Erklärung aller verworrenen, schmerzlichen und herzzerreißenden Gedanken, die in der letzten Viertelstunde seine Seele beunruhigt hatten.

Es war ihm, als hätte ein schnell flammender Blitz sein Inneres erleuchtet.

„Beim Himmel," murmelte er jetzt, „Gourville gedenkt mich zu stürzen . . . ich muß ihm zuvorkommen."

Ohne etwas Anderes zu denken, eilte er an dem Kommenden vorüber und auf die Straße hinaus.

Im nächsten Augenblicke trat der Leserpfarrer bei Mamsell Michelsen ein.

Der Fanatiker hatte im Thorgang Gourville getroffen und seine Schwester Charlotte, trotz ihres neuen Kleides und herabgelassenen Schleiers wieder erkannt. Er war es auch, der beim Hinaufgehen auf der Treppe den Untergang ihres Begleiters geschworen hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Verwickelte Verhältnisse. Der Ring.

Als Gourville sich von Kellner verabschiedete, begleitete er Charlotte nur bis auf die Malm-Killnadsstraße.

„Laß jetzt sehen," sagte er da zu ihr, „daß Du das, was ich Dir gesagt habe, auf eine, für die Umstände passende, kluge und feine Art anbringst. Der Ausgang liegt in Deinen Händen und ich verlasse mich vollkommen auf Dich."

Die schwarze Charlotte machte nun eine bedeutungsvolle Geberde, als wollte sie sagen: sei ruhig. Sodann ging sie den Stückgießerhügel hinan, und auf die Königinstraße hinab; Gourville dagegen begab sich auf den Brunkebergsmarkt, wo er in eine Droschke stieg und dem Kutscher befahl, ihn auf die Schiffbrücke zu führen. Da

er sah, daß Kellner noch bei Mamsell Michelsen war, entstand in ihm sogleich der Gedanke, den Augenblick zu benützen und seiner Frau einen Besuch zu machen. Er forderte daher den Kutscher auf, schnell zu fahren, und so kam er geschwind die Malmmarktstraße hinan, sodann über den Gustavadolphsmarkt und auf die Nordbrücke. Bald war er auch an Ort und Stelle. Gourville hatte in den letzten Wochen in Kellners Familie keine Besuche gemacht, weil er sich nicht zudringlich zeigen und zu keinem Argwohn Veranlassung geben wollte, aber er verlor gleichwohl Frau Kellner nicht aus den Augen. Er hatte ihr zu folgen und das Geheimniß ihres Verhältnisses zu dem Grafen Frank zu erforschen gesucht, ohne daß es ihm jedoch gelungen war, weitere Aufschlüsse darüber zu erhalten, als was er zum Voraus wußte, nehmlich daß sie eine gegenseitige zärtliche Neigung hätten, auf ältere Umstände begründet, die zwar für ihn in Dunkel gehüllt waren, von denen er aber doch nicht glaubte, daß sie ganz comme il faut seien.

Nachdem er sich zuvor auf sein Zimmer zwei Treppen hoch begeben und eine leichte Morgentoilette gemacht hatte, begab er sich hinab, in der Absicht, unangemeldet einzutreten.

In den Wochen, die seit unserem letzten Besuche im Kellner'schen Hause verflossen war in Gabrielens Leben eine einzige wichtige Veränderung eingetreten, welche wir hier erwähnen müssen.

Sie war nehmlich jetzt nicht mehr so allein wie früher; Waldhahnenfuß wohnte bei ihr.

Als der Pfarrer das schwache, arme Mädchen aus

der Gewalt der Madame Buchholz rettete, war seine Absicht, ihr allein all die Pflege zu widmen, deren es so sehr bedurfte. Aber auch Graf Frank bestand darauf, die Zukunft des Mädchens garantiren zu dürfen, und es wäre beinahe ein wirklicher Kampf darüber ausgebrochen, wem von beiden eigentlich die gute Handlung zukomme.

Als der Pfarrer inzwischen seinen Bericht, wie die Zusammenkunft mit Madame Jonsson abgelaufen sei, bei Gabriele abstattete und ihr die Aufschlüsse mittheilte, die man empfangen hatte, erzählte er ihr auch die Geschichte mit Waldhahnenfuß.

Bei jedem neuen Zusatz in seiner Erzählung veränderte sich der Ausdruck in Gabrielens Gesicht, so sehr interessirte sie sich für das, was sie hörte.

Wenige Gesichter konnten auch so lebhaft wie das ihrige die Regungen des Herzens abspiegeln.

Sie erfuhr also, wie Frau Wesselius ungefähr zu der Zeit, wo ihre eigenen Umstände es erforderten, auf eine geheimnißvolle und sonderbare Art nach der Gegend, wo ihre Tante wohnte, berufen und geführt worden sei; wie der Kutscher sein Incognito zu bewahren gesucht habe, wie das Kind unterwegs in einem kleinen Hause mit einem Gitterthor abgegeben und Frau Wesselius endlich auf dieselbe geheimnißvolle Art nach Stockholm zurückgebracht worden sei.

Gabriele konnte nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß die Geschichte sie selbst angehe, obschon sie vergebens ihr Gehirn abmarterte, um zu errathen, wer der unbekannte, fremde Mann gewesen sein möge. Nur in diesem Punkt schien ihr die Erzählung dunkel oder falsch, weil sie ihre Tante kannte und gar zu gut wußte, daß dieselbe nicht blos aus Liebe zu ihr, sondern auch aus Furcht, es möchte jemand die mindeste Ahnung von dieser kitzlichen Sache erhalten, nicht gern eine fremde Person zugezogen hätte.

Der Pfarrer ging hierauf zur Erzählung von Wald-

Hahnenfuß über, und Gabriele schauderte eben so sehr vor dem Unglück, das über dem Haupte des Mädchens geschwebt hatte, als sie über den Ausgang gerührt und erfreut war.

„Und sie ist," fragte Gabriele, „im gegenwärtigen Augenblick bei Ihnen zu Hause?"

„Natürlich, obgleich auch Graf Frank darauf besteht, für ihre Zukunft sorgen zu wollen."

„Thut er das? Ach ja, Frank ist ein guter Mensch. Auch meine Mittel und mein Herz stehen ihr offen."

„Ich bin es überzeugt. Aber hören Sie weiter. Seit ich sie in mein Haus mitgenommen, habe ich ein langes Verhör mit ihr angestellt und . . ."

„Sollte sie etwa Ihrer Güte nicht würdig sein? O zweifeln Sie nicht an ihr . . . sie ist ja eine Unglückliche. Schenken Sie sie mir."

„Hören Sie mich nur an . . . ich habe entdeckt, daß sie in der Gegend geboren ist, wo Ihre Tante wohnte."

Gabriele erblaßte. Ihr Herz zog sich zusammen unter dem Einfluß eines einzigen Gedankens, der augenblicklich durch ihre Seele blitzte.

„Und sie ist im Herbst 18 — geboren, deßhalb ist mir ein Gedanke gekommen."

„Wäre es möglich?"

Gabriele vermochte nicht mehr zu sagen.

„Hoffen Sie nicht zu viel, Madame; ich habe mir aus ihrer Erzählung nur die jetzt erwähnten zwei Umstände gemerkt, ohne daß ich mich darüber gegen sie äußerte, weil ich . . ."

„Ich muß sie sehen," unterbrach ihn Gabriele, die ihrer selbst nicht mehr mächtig war. „Ich will mit ihr sprechen, sie hören . . . o mein Gott . . . sollte sie es sein? Herr Pfarrer, Sie führen mich zu ihr . . . nicht wahr . . . jetzt, sogleich?"

„Das ist es just, was ich wünschte. Mein Wagen wartet drunten.“

Das Mutterherz bedarf nur eines Strahls in der Nacht, um den Gegenstand zu entdecken, den es liebt, nur eines Strohhalms, um selbst über einen Abgrund hin ihm zu Hülfe zu eilen.

Im Wagen des Pfarrers gelangten sie bald zu seiner Wohnung, und einen Augenblick später stand Waldhahnenfuß vor Frau Kellner, die sie allein empfing.

Erröthend, schüchtern und ängstlich verneigte sich Waldhahnenfuß, als sie die, ihr noch unbekannte, elegante Dame vor sich sah, ohne zu ahnen, in welcher Absicht sie berufen worden war.

Gabriele drückte die eine Hand hart an ihre Brust, um ihr unruhig klopfendes Herz zum Schweigen zu bringen. Lange kam nicht ein einziges Wort über ihre Lippen, aber um so eifriger forschten ihre Blicke im Gesichte des Mädchens, gleich als wollte sie darin lesen, und sie konnte keinen Ausdruck entdecken, der ihr sagte, in wiefern sie etwas zu hoffen habe oder nicht.

Dabei verschwand die Röthe von den Wangen des Mädchens und ihre Wimpern senkten sich zu Boden. Sie sah in diesem Augenblicke so leidend und bleich aus, daß man glauben konnte, ein Seufzer habe nur für einen flüchtigen Moment in ihrem schwachen, zarten Körper Gestalt gewonnen.

Ein Seufzer hob auch unwiderstehlich Gabrielens Brust. Sie konnte nicht läugnen, daß in dem Aussehen des schwachen, aber in seiner Schwachheit beinahe ätherisch einnehmenden Mädchens, viel war, was mit ihr selbst sympathisirte, und gleichwohl fand sich nichts darin, was sie an ihre eigene oder an Franks Jugend erinnerte. Das Mädchen war ihr zugleich bekannt und unbekannt: das Leiden, das in ihrem Aussehen lag, erschien Gabriele so wohlbekannt, aber das Aussehen selbst war ihr fremd. Der Kummer in den blassen Zügen sympathisirte

mit ihren eigenen, in den späteren Zeiten so tief empfundenen Bekümmernissen, aber der übrige Ausdruck des Gesichts erinnerte durch nichts an die tolle, frische Jugendlust, die ihre und Franks erste Liebe charakterisirte. Sie hatte eine frische Ceder zu sehen gehofft, denn dreist wie die Ceder hatten ihre Jugendphantasien ihre Kronen gen Himmel erhoben, aber sie sah statt dessen ein Bild ihres gegenwärtigen Lebens, eine zarte Thränenweide, die sich über ihr eignes Grab hinneigte.

„Armes Mädchen," flüsterte endlich Gabriele, indem sie damit nicht blos eine herzliche Theilnahme für Waldhahnenfuß aussprach, sondern auch eine Klage über ihre eigenen fehlgeschlagenen Hoffnungen.

Das Mädchen schlug, gerührt von den freundlichen Worten, ihre Augen auf, und heftete sie treu und herzlich auf Gabriele.

„Komm näher, mein Kind, komm näher," bat Gabriele. „Setz Dich hier neben mich und laß uns miteinander sprechen. Ich habe von dem Herrn Pfarrer Deine Geschichte gehört und ich nehme einigen Theil an Deinem Schicksal. Du bist ganz allein in der Welt?"

„Jetzt nicht mehr," antwortete Waldhahnenfuß, indem sie verlegen an ihrer Schürze zupfte, „denn ich fühle, daß ich jetzt unter gute Menschen gekommen bin."

„Du hast ganz Recht; aber in der That selbst bist Du niemals allein gewesen."

„Ach ja, gnädige Frau, ach ja, ich bin allein gewesen, ganz und gar allein."

„Vertraue Dich mir an, mein Kind; ich will Dir wohl . . . sprich aufrichtig . . . es würde mich freuen, Dich selbst Deine Schicksale erzählen zu hören. Stelle Dir vor, ich sei Deine Mutter; hast Du je Deine Mutter gekannt? Sprich, mein Kind, sprich."

Gabrielens Brust hob sich, als sie den Mutternamen aussprach. Die Hoffnung, in Waldhahnenfuß ein seit vielen Jahren verloren geglaubtes Kind wiederzufinden,

war zwar beim ersten Anblick des Mädchens erblaßt; aber die Hoffnung gleicht der Wasserlilie, die von der einen Woge begraben wird, aber nur, um sich auf der nächsten Woge schaukelnd, in größerem Glanz wieder zu entwickeln: die Hoffnung verschwindet zwar, aber sie stirbt nicht. Ihr Grab ist nur eine Puppe, aus welcher sie beständig als neugeborner Schmetterling emporfliegt. Was der eine Augenblick von unsrer Vorstellung entfernt hat, das erweckt der nächste wieder zum Leben bei uns. Nichts ist so unbestimmt wie unsere Eindrücke. Sie wechseln oder kehren zurück, je nach dem Einfluß der Stunde, und auch Gabriele fand, daß sie vernünftigerweise den ersten Eindruck nicht als ein sicheres Zeugniß betrachten dürfe. Sie mußte mehrere haben, sie mußte sie aus des Mädchens eigenem Munde vernehmen, und je deutlicher sie sich das sagte, um so mehr lag ihr auch daran, sie selbst ihre Geschichte erzählen zu hören.

„Ich sagte," bemerkte Gabriele, als Waldhahnenfuß noch still blieb, „daß Du eigentlich niemals allein gewesen seiest, aber Du glaubst es gewesen zu sein."

Waldhahnenfuß sah Gabriele von Neuem an, gleich als dächte sie über die Bedeutung der Worte nach, die sie hörte.

„Sie haben Recht, gnädige Frau," sagte sie dann, „ich bin niemals allein gewesen und dennoch sehr allein."

„Wie so? Du bist nicht allein gewesen und dennoch allein."

„Gott ist immer mit mir gewesen."

Diese Erklärung war so einfach, kam so unmittelbar aus dem Herzen des Mädchens und gab so vollständig Gabrielens eigene Meinung wieder, daß sie sich durch das Unschuldsvolle darin innig angezogen fühlte.

In jedem Mauerstein, womit die St. Sophienkirche in Konstantinopel gebaut wurde, waren die Worte eingegraben: „Gott ist in ihr, sie wird nicht wanken; Gott wird sie aufrecht erhalten von einem Morgen zum an-

dern.“ In jedem Gedanken der wahrhaft tugendhaften und guten Menschen sind dieselben Worte so tief eingedrückt, daß Nichts sie zu verwischen vermag.

Mehr als je wünschte Gabriele jetzt, Waldhahnenfuß möchte ihre Tochter sein.

„Und gleichwohl,“ nahm Gabriele den Faden des Gesprächs wieder auf, „bist Du sehr allein gewesen.“

„Ach ja, vor allen Dingen war ich sehr allein, als meine Mutter starb.“

Eine unbeschreibliche Angst überfiel Gabriele bei dieser Erklärung.

„Als Deine Mutter starb?“ wiederholte sie. „Du hast also eine Mutter gehabt, Du hast sie gekannt, mit ihr gesprochen, sie gesehen, sie gehört?“

„Ja, Madame, ich habe sie sterben gesehen; sie starb in meinen Armen.“

„Und Du weißt, daß es Deine Mutter war, Du weißt es sicher?“

„Ich glaube es, ach ja, warum sollte ich es nicht glauben? Sie war so gut gegen mich; obschon arm, gab sie mir immer das Beste, was sie hatte; ihr letztes Gebet galt auch mir.“

„Du bist doch in dem Kirchspiel Ryd geboren?“

„Soweit ich mich zurückerinnere, wohnte meine Mutter dort.“

„Auf welchem Gut?“

„In einem Hinterhäuschen, das zu Großsmestadt gehörte.“

„Smestadt, liegt Smestadt in dem Bezirk Ryd?“

Gabriele erinnerte sich, daß dieß der Name des Gutes war, das ihr Mann gekauft hatte. Waldhahnenfuß bejahte ihre Frage.

„Kennst Du einen kleinen Herrenhof im Bezirk Ryd, der Asen heißt, ein hübscher Ort?“

„Sollte ich ihn nicht kennen? Asen gehört jetzt zu

Smestadt . . . meine Mutter wohnte just auf der Grenze zwischen den Gütern Smestadt und Asen."

„Der Eigenthümer von Smestadt ist also auch der Herr von Asen?"

„Ich vermuthe es. Baron Krook verwaltete wenigstens beide Güter zusammen."

„Du kennst also den Baron Krook und auch seine Tochter?"

„Fräulein Axeline? Ach ja, sie kaufte mir im Sommer Erdbeeren ab, und als meine Mutter starb, wollte sie durchaus, ich sollte auf den Herrenhof ziehen und ihre Kammerjungfer werden."

„Und warum thatest Du es nicht?"

„Meine Mutter hatte mir in ihrer Todesstunde befohlen, ich solle mich nach Stockholm begeben und einen Mann aufsuchen, der . . . der . . . der . . ."

„Unterbrich Dich nicht . . sprich . . . sprich . . ."

„Der mir, so behauptete meine Mutter, viel Gutes thun könnte und wohl auch dazu verpflichtet wäre, weil . . . Aber ich weiß nicht, ob ich es Ihnen sagen kann."

„Fürchte nichts, vertraue Dich mir an, weil . . . sagtest Du."

„Weil er mein Vater wäre."

„Du kennst also auch Deinen Vater?"

„Ich kenne ihn wenigstens von Aussehen und Namen."

Das Mädchen legte einen so schmerzlichen Ausdruck in ihre Worte, daß derselbe Gabrielens Aufmerksamkeit nicht entgehen konnte.

„Mit ihrem letzten Segen gab mir meine Mutter einen kleinen Goldring und sagte mir, diesen brauche ich ihm nur zu zeigen, so werde er sicherlich für mich sorgen und mich gewiß über Vieles aufklären, wovon sie nicht sprechen dürfe."

„Und Dein Vater kennt also auch Dich?"

„Nein, Madame, nein."

„Wie so? er kennt Dich nicht? Wer ist er denn?“

„Fragen Sie mich nicht darum. Ich versprach meiner Mutter, den Namen keinem Andern zu nennen, als ihm selbst.“

„Du mußt es mir sagen, Du mußt es.“

„Unmöglich, bitten Sie mich nicht; ich sehe meine Mutter noch immer in dem Augenblick, wie ich ihr mein Versprechen gab.“

„Du weißt nicht, um was es sich handelt, Du mußt sprechen.“

„Trotz aller Widersprüche in der Erzählung des Mädchens bildete sich gleichwohl bei Gabriele die Vermuthung aus, daß sie ihre Tochter vor sich habe. Sie hielt Madame Jonssons Erzählung mit dem zusammen, was sie jetzt hörte, und stellte sich vor, daß die Frau, welche Waldhahnenfuß für ihre Mutter gehalten, dasselbe Weib sein könnte, dem Frau Wesselius das Kind übergeben habe. Dagegen war es ihr schwer zu erklären, wie sie wissen könnte, wer ihr Vater war; aber sie erinnerte sich, daß Frank selbst während seines Aufenthalts im Ausland einen Bevollmächtigten gehabt hatte, und sie dachte, dieser könnte vielleicht, obschon er die Sache im Uebrigen nur verwirrte, dennoch der Pflegemutter so viel von dem Geheimniß eröffnet haben.

„Sprich, sprich!“ wiederholte Gabriele, während sie ihren Arm um das Mädchen schlang. „Du weißt nicht, wie viel von Deinem Worte abhängt. Sprich . . sprich . . .“

„Ich kann nicht, ich darf nicht.“

Gabriele fuhr mit ihrer Hand über die Wangen des Mädchens und blickte ihr ins Auge.

„Du darfst nicht, sagst Du; antworte mir nur aufrichtig, auf eine einzige Frage, so will ich Dich nicht mit mehreren beunruhigen.“

„Fragen Sie.“

„Versprichst Du mir aufrichtig zu sein?“

Gabrielens Brust hob sich heftig. Unruhe und Zweifel malten sich in ihren Zügen.

„Wenn ich antworten kann, so zweifeln Sie nicht an meiner Aufrichtigkeit.“

„Ist Graf Frank Dein Vater?“

Der Blick, den Gabriele auf Waldhahnenfuß heftete, umschloß ihre ganze Erscheinung.

„Nein, Nadame, nein.“

Ein leichtes Zittern lief durch Gabrielens Glieder.

„Weißt Du es gewiß?“

„Ich habe nie seinen Namen gehört.“

Waldhahnenfuß war also nicht ihre Tochter. Die Ungewißheit war entsetzlich gewesen. Jetzt athmete sie wieder.

Das Interesse für Waldhahnenfuß war inzwischen einmal bei Gabriele geweckt und wurde dadurch nicht vermindert, daß sie keine Hoffnung mehr hegen konnte, in ihr eine Tochter zu umarmen.

Das Zusammentreffen zwischen ihnen hatte für Gabriele eine wunderbare und seltsame Seite. Während sie nämlich nach ihrem eigenen Kind suchte, hatte sie ein anderes gefunden, das in so ähnliche Umstände versetzt war, daß nothwendig eine qualvolle Ungewißheit darüber entstehen mußte, wer das arme Geschöpf eigentlich war.

Gabriele hatte Aufrichtigkeit und Wahrheit in den Augen des Mädchens gelesen und jetzt fragte sie sich nicht mehr, ob sie ihre Tochter sei, sondern wessen Tochter sie wohl sein möge.

Das Interesse für das schutzlose Kind war noch eben so warm wie früher, hatte aber eine andere Richtung erhalten. Nicht blos die Aehnlichkeit der Verhältnisse, sondern auch ihre einsame und verlassene Lage hatte ihr in Gabriele bereits eine neue Mutter verschafft.

„Du weißt, wer Dein Vater ist,“ fuhr Gabriele fort, und obschon Du es mir nicht anvertrauen willst, so weißt

Du doch, daß Graf Frank es nicht ist. Du bist doch aufrichtig?"

Ohne zu antworten, legte Waldhahnenfuß die Hand auf's Herz, gleich als wollte sie Gott zum Zeugen aufrufen, daß es sich so verhalte.

„Ich glaube Dir und ich will Dich nicht mehr nach Deinem Vater fragen; aber Du hast ihn wohl besucht, oder hält er sich vielleicht nicht mehr in der Hauptstadt auf?"

„Doch, Madame, ich befolgte den Befehl meiner Mutter und begab mich hin. Unbekannt, schüchtern und ängstlich, nur an das Land und die Armuth meiner Mutter gewöhnt, stand ich auch bald vor demjenigen, der mir das Leben geschenkt hatte; aber denken Sie sich meine Verlegenheit, als ich in ihm keinen Mann von meinem Stande fand, sondern einen vornehmen Herrn, umgeben von Reichthum und Pracht. Ach mein Gott, alles, was ich ihm hatte sagen wollen, erstarb auf meinen Lippen. Ich vermochte kaum einige undeutliche Worte zu stammeln, ich war nahe daran, zusammenzusinken, meine Kniee wankten unter mir."

„Du zeigtest ihm doch den Ring?"

„Ich streckte den Ring gegen ihn aus, aber er verstand mich nicht . . . er glaubte, ich wolle betteln, und warf mir einige kleine Münzen zu."

„Armes Kind!"

„Einige junge Herren, die im Zimmer waren, lachten mich aus. Wenn ich gekonnt hätte, würde ich geflohen sein; aber meine Füße bewegten sich nicht von der Stelle."

„Arme Kleine!"

„Eine Stimme . . . es war meines Vaters Stimme . . . aus einem innern Zimmer, wohin er zurückgekehrt war, befahl endlich den Herren, mich hinauszujagen."

„Und man that es?"

„Sie nannten mich eine Gassenstreicherin."

„Und Du hast ihn nicht wieder aufgesucht?"

„In diesem Augenblick, gnädige Frau, fühlte ich, daß ich allein war. Später habe ich meinen Vater nur noch einigemal gesehen."

„Du hast ihn nicht mehr aufgesucht?"

„Wie konnte ich es wagen, ich, ein armes, ausgehungertes, zerlumptes und schmutziges Mädchen? Er würde mich hinausgejagt oder verachtet haben . . . mein Gott, ich konnte nicht."

„Fahre fort . . . fahre fort."

„Mein Elend wurde immer größer; ich irrte heimathlos auf den Straßen umher und lag bei Nacht in den Hausgängen oder auf den Treppen, wie es sich fügen mochte. Eines Nachts warf man mich aus einer Thüre, die geschlossen werden sollte . . . es war kalt . . . hui, ich friere noch, wenn ich daran denke."

„Unglückliche!"

„Ich wußte nicht, wohin ich fliehen sollte, als ich von einem Mädchen angeredet wurde."

„„Du bist ja beinahe nackt,"" sagte sie, „„wer bist Du?""

„Ich friere," antwortete ich.

„„Wohin willst Du?""

„Ich bin hungrig," antwortete ich.

„Das Mädchen schaute mir ins Gesicht und bat mich, mit ihr zu kommen; sie wolle mir Kleider und Nahrung geben."

„Wer war diese brave Person?"

„Eines von den Mädchen der Frau Buchholz. Sie heißt Anna. Man nennt sie die Königin der wilden Jagd . . . ein gutes Mädchen, aber es ist Schade um sie . . . sie ist ebenfalls unglücklich."

Der Leser weiß das Uebrige und wir lassen also die weitere Erzählung bei Seite. Gabrielens Theilnahme war warm und herzlich; lebhaft erwachte in ihr der Wunsch, das Mädchen mit sich nach Hause zu nehmen

und sie wie ihre eigene Tochter zu pflegen. Sie fragte auch Waldhahnenfuß, ob sie nichts dagegen habe.

„Ich will Dir eine Mutter, eine Freundin, eine ältere Schwester sein," sagte Gabriele, indem sie freundlich dem Mädchen die Hand drückte. „Dein Herz ist bereits entwickelt — das Leben entwickelt es immer am besten — Deinen Verstand will ich pflegen: wir wollen mit einander lesen und spielen, Du sollst meine Gesellschafterin sein. Jeder Fortschritt, den Du machst, wird meine Freude sein. Ach Du weißt nicht, wie arm an Freude auch mein Leben gewesen ist."

Während Gabriele sprach, war es interessant, das Gesicht des Mädchens zu beobachten. Es verbreitete sich darüber ein Schein, der zuerst matt war, aber beständig an Glanz zunahm. Dieser Schein kam von der unaufhörlich sich steigernden Freude in ihrem Herzen. Die bisher so dunkeln Augen begannen immer höher zu strahlen von einem Gefühl der Dankbarkeit und Liebe. Ihre feine Gesichtszüge waren durchsichtig. Man sah die wechselnden Regungen ihres Herzens. Wenn man etwas an ihr vermißte, so war es mehr das Irdische als das Aetherische. Die unschuldige Erziehung, die sie empfangen, die Leiden, die sie ausgestanden, hatten ihrem ganzen Wesen einen Stempel der Resignation aufgedrückt, der sie zwar schön machte, aber auf eine andere Art, als man sich gewöhnlich die Schönheit des Weibes denkt, weil es eine Schönheit war, die nichts von sich selbst wußte: es war die von einer holden, hinreißenden Rührung erweckte Schönheit des Herzens, belebt von einem unschuldsvollen Lächeln und geschmückt mit der Anmuth milder und reiner Hoffnungen.

Gabriele betrachtete sie mit Freude und Rührung. Sie begriff jetzt besser als je, warum man das Mädchen Waldhahnenfuß nannte.

„Ich sehe, daß Du in meinen Wunsch willigst . . . nicht wahr, Du willigst ein?"

Eine Thräne glänzte in den Augen des Mädchens. Sie beugte sich gegen Gabrielens Hand hinab und drückte ihre Lippen auf dieselbe.

„Wie glücklich machen Sie mich, Madam!“ flüsterte sie. „Nie hat jemand so zu mir gesprochen, wie Sie thun.“

„Man nennt Dich Waldhahnenfuß,“ bemerkte Gabriele, die ihren Blick nicht von ihr abwenden konnte, „und ich begreife den Grund wohl, weil etwas von der ersten, zarten, schneeweißen Blume des Frühlings in Deinem ganzen Wesen liegt; aber Du hast wohl auch einen andern Namen?“

„Daheim bei meiner Mutter nannte man mich Mathilde. Ach, wenn ich es wagen dürfte, Sie um etwas zu bitten.“

„Thue es.“

Waldhahnenfuß erröthete leicht und senkte den Blick wieder zur Erde.

„Ich liebe,“ sagte sie, „diesen Namen, den meiner Mutter Lippen heilig gemacht haben, so sehr, und wenn Sie mich lieb haben, gnädige Frau, so nennen Sie mich künftig auch Mathilde.“

Gabriele schloß das Mädchen an ihre Brust.

„Aber ich habe noch einen Wunsch,“ fuhr das Mädchen fort; „ich weiß nicht, wer Sie sind, gnädige Frau... ich wünsche ... aber Sie werden wohl böse auf mich, weil ich so viel spreche?“

„Du wünschest, sagtest Du ...“

„Ich wünsche Ihren Namen zu wissen, damit ich ...“

Waldhahnenfuß oder Mathilde, wie wir sie jetzt lieber nennen wollen, war sichtlich verlegen, was sie sagen sollte.

„Damit Du,“ wiederholte Gabriele ...“

„Damit ich Sie in meine Gebete einschließen könnte.“

„Liebes Mädchen,“ sagte Gabriele, „je mehr ich

Dich höre, um so mehr liebe ich Dich. Mein Name ist Gabriele Kellner.

Beim Ton dieses Namens zog sich Mathilde scheu und furchtsam zurück. Die Freude erlosch in ihrem Gesicht, ein Schatten breitete sich über ihre Stirne mit einem Ausdruck der Ueberraschung, der Sorge und Bekümmerniß, der lebhaft bewies, daß etwas Schmerzliches in ihrem Innern vorging.

Gabriele konnte diese Veränderung nicht begreifen.

„Du liebst meinen Namen nicht?"

„O bewahre!"

Mathilde antwortete indeß zerstreut; sie schien sich einer ganz andern Empfindung zu überlassen.

„Ich verstehe Dich nicht," bemerkte Gabriele, „an was denkst Du? Du mußt aufrichtig gegen mich sein."

„Ich denke," stammelte sie, „ich denke daran . . . ach mein Gott, wie unglücklich ich bin . . ."

„Du denkst . . ."

„Daß es dennoch am besten wäre, wenn ich nicht mit Ihnen ginge. Sie könnten nur Verdruß mit mir haben. Ich bin ein armes Mädchen, ich fange an meine Armuth zu lieben."

Gabriele war ganz überrascht von dem, was sie hörte.

„Du bist launisch, Mathilde," bemerkte sie, „ich hätte das nicht von Dir erwartet."

„Ich bin nicht launisch, gnädige Frau, aber ich habe mich besser besonnen; ich kann Ihnen nicht folgen . . . ich . . ."

„Wirklich?"

„Unmöglich . . . ich . . ."

„Warum?"

„Weil . . . weil . . . ich nicht darf."

Gabriele stand auf. Sie war verdrießlich über diesen unerwarteten Beweis von launischer Unentschlossenheit, wofür sie es hielt.

„Schon gut,“ sagte Gabriele, „laß uns nicht weiter davon reden. Kleine Launen kommen und vergehen... Du folgst mir, ich bin es überzeugt.“

Je bestimmter Gabriele wurde, um so bestimmter wurde auch Mathilde.

„Mein Entschluß ist gefaßt . . . ich . . .“

„Du willst mich also betrüben, Mathilde; ich glaube das nicht gern.“

„Oh, nein, glauben Sie es nicht; aber glauben Sie auch nicht, daß ich Ihnen folgen kann.“

Gabrielens Mißvergnügen zeigte sich deutlich in ihrer Miene. Sie liebte das schutzlose Mädchen bereits und sie hielt an dem Gedanken fest, eine Person zu besitzen, an welche sie ungestört ihre ganze Liebe verschwenden könnte.

„Wenn nicht soviel dagegen spräche,“ versetzte sie jetzt, „so könnte ich glauben, daß Du Capricen hättest.“

Mathilde wurde tief gerührt von den Vorwürfen, die man ihr machte.

„Beurtheilen Sie mich nicht so hart,“ bat sie; „wenn Sie in mein Herz sehen könnten, würden Sie finden, wie dankbar ich für Ihr gütiges Anerbieten bin, und wie sehr es mich schmerzt, es ablehnen zu müssen, aber . . . ich kann nicht vergessen, wer ich bin.“

„Du bist ein gutes kleines Mädchen und folgst mir.“

„Bitten Sie mich nicht, o bitten Sie mich nicht.“

„Du mußt . . .“

Mathilde sank vor Gabriele nieder und umfaßte ihre Kniee.

„Ich kann nicht, ich darf nicht.“

„Im Namen Deiner Mutter befehle ich Dir.“

„Wenn meine Mutter lebte, so würde sie es nicht thun.“

„Deine Mutter spricht durch mich.“

„Sie vergessen meine Sache, die meine Mutter nicht vergessen würde.“

„Welche?“

„Daß ich . . .“

„Daß Du . . .“

„Daß ich in einem Bordell war.“

Es war herzzerreißend, den Kummer zu sehen, womit die Aermste diese Worte aussprach.

Gabriele stutzte.

„Der Argwohn, der sich an mich anhängt,“ fuhr Mathilde fort, „würde vielleicht auch Sie beflecken.“

Indem sie sich selbst anklagte, litt sie Qualen, die sich lebhaft in ihrem Gesicht wiederspielten.

Gabriele schwieg.

„Welche Freude würde ich wohl besitzen, wenn ich wüßte, daß ich Ihr Glück störte und selbst . . .“

„Und selbst . . .“

„Es nicht wagen dürfte, jemand offen ins Gesicht zu sehen.“

Gabriele hielt sich an diese Worte.

„Der Pfarrer hat mir das Ereigniß erzählt, das sich zutrug, als er zum ersten Mal mit Dir zusammentraf, und wir schlossen daraus, daß Du rein und unschuldig seiest. Wir haben uns also getäuscht.“

Mathilde sprang mit einer heftigen Bewegung aus ihrer bittenden Stellung auf.

„Nein, Madame, Sie haben sich nicht getäuscht.“

„Nicht?“

„Ich bin unschuldig“

„Wohlan, Du bist unschuldig . . . dann kannst Du auch jedermann offen ins Gesicht sehen. Du bist an einem Ort der Schande gewesen?“

„Ja.“

„Um so mehr Ehre für Dich, daß Du unschuldig geblieben bist.“

„Aber die Leute werden mir nicht glauben.“

„Sie werden Dir glauben, wenn sie Dich kennen lernen. Im Uebrigen gedenke ich ihnen nicht mitzuthei-

len, woher Du kamst oder wer Du bist . . . Nun wohl . . . Du folgst mir doch?"

„Nein."

„Du mußt."

„Nie."

„Hast Du also noch andere Gründe?"

Mathilde antwortete nicht, aber ihr Kopf sank in ihre Hände hinab, wie eine verwelkte Blume ihren Kopf auf das Blatt sinken läßt.

Gabriele betrachtete sie noch eine Weile; dann aber ging sie von ihr weg und öffnete die Thüre, worauf der Pfarrer eintrat.

Als Mathilde auf das Zureden dieses würdigen Dieners der Kirche ihr Haupt erhob, glänzte eine helle Thräne in ihren Wimpern.

So wenig Gabriele die Ursache der Veränderung verstand, die so schnell mit Mathildens Gedanken vorgegangen war, ebensowenig verstand sie auch der Pfarrer.

Der Pfarrer, der nicht blos in Gabrielens, sondern auch in Mathildens warme und liebevolle, aber von Leiden zerissene Brust geblickt hatte, fand, daß sie einander gegenseitig den Labetrunk reichen könnten, der erforderlich war, um ihre zerfleischten Herzen zu heilen. In dieser Ueberzeugung billigte er Gabrielens Absicht, Mathilde mit nach Hause zu nehmen, und unterstützte ihren Plan mit einer so sieghaften Logik und einem so unwiderstehlichen Ernst, daß Mathilde das von Zärtlichkeit und Wohlwollen ausgegangene Anerbieten nicht länger abweisen konnte, wenn sie nicht gar zu sprechende Beweise von Undankbarkeit und Starrköpfigkeit geben wollte.

Schweigend gab sie daher jetzt nach.

Aber obschon die Sache jetzt soweit abgemacht war, so waren gleichwohl noch nicht alle Hindernisse überwunden.

Sowohl Gabriele als der Pfarrer sahen ein, daß Kellners Einwilligung nicht so leicht zu gewinnen sein

dürfte. Daß Gabriele dabei nichts auszurichten vermochte, war klar. Der Pfarrer nahm also die Sache auf sich. Aber jemehr er darüber nachsann, um so schwerer fand er sie. Kellner gerade heraus zu sagen, daß Gabrielens krankhafte Gemüthsstimmung der Zerstreuung durch eine Gesellschafterin bedürfe, und zwar just einer solchen, wie Waldhahnenfuß war, das hatte seine große Bedenklichkeiten, weil es beinahe unmöglich war, eine solche Forderung zu motiviren, ohne daß sie zu einem Raisonnement über die Folgen von Gabrielens erstem Liebesverhältniß mit Frank führte, einem Verhältniß, das Kellner jetzt, sei es nun unabsichtlich oder aus Berechnung, aus Gleichgültigkeit oder aus Verachtung, beinahe vergessen zu haben schien. Ein solches Raisonnement mußte jedoch immer manche, nunmehr wirklich oder blos äußerlich geheilte Wunde wieder aufreißen und Leidenschaften, die jetzt schlummerten oder zu schlummern schienen, erwecken, wodurch die Verhältnisse eher verschlimmert als verbessert werden konnten. Je mehr der Pfarrer die Sache überdachte, um so delikater schien sie ihm. Er war jedoch ein Mann, der, wenn es klar vor seinen Gedanken stand, daß er nützen könne, nicht gerne den Muth verlor; aber so sehr er auch nachsann, so wußte er kein besseres Mittel ausfindig zu machen, als daß man es auf die eine oder andere Art versuchen sollte, Mathilde in Kellners Familie einzuschmuggeln. Dagegen stemmte sich zwar sein religiöses Gefühl, aber eine geringere Rücksicht mußte vor einer wichtigern weichen, und das Wichtigste war hier, Gabrielens Seelenfrieden und Gemüthsruhe zu retten. Er kämpfte zwar einen harten Kampf mit sich selbst, aber dieser schloß mit der Ueberzeugung, daß er sein eigenes Ich auf die Seite stellen und jede eigene Meinung aufopfern müsse, um seiner durch Kümmernisse niedergedrückten Mitchristin zu nützen. Er litt allerdings selbst davon, aber er faßte seine Pflicht, für Andere zu leiden, als evangelisch lutherischer Priester auf.

Ruhig fügte er sich also nach den Umständen, entschlossen, alles Mögliche zu thun, und diesen Plan theilte er auch Gabriele mit.

In Bezug darauf erinnerte eines Tages Gabriele ihren Mann, daß sie schon lange Zeit den Pfarrer der Gemeinde nicht mehr bei sich gesehen hätten; er wurde deßhalb nebst noch einigen andern Freunden sogleich eingeladen.

Die Soupers bei Kellner waren immer sehr angenehm und auch dießmal war es der Fall. Aber vom Scherzen und Geplauder über allerlei gleichgültige Gegenstände kam man zuletzt auf Gemeindeangelegenheiten, wobei hauptsächlich der Pfarrer das Wort führte. Als ein gewöhnlicher Apropos erzählte er dabei, jedoch ohne das Ereigniß näher zu detailliren, daß ein Zufall ein vater- und mutterloses armes und schwaches Mädchen in seine Hände geworfen habe. Ihr Herz sei ebenso rein und gut, wie ihr Verstand für Unterweisung und gute Lehren empfänglich. Er klagte über die rathlose Stellung der Armen, wenn sie wieder auf die Straße geworfen werden sollte, bemerkte, daß hier eine gute That verrichtet werden könnte, welche jedem, der die Mittel und Lust dazu besäße, alle Ehre machen würde.

Der Gegenstand wurde mit so viel Takt und Feinheit entwickelt, daß die Sache allen Anwesenden zu Herzen ging.

Der Pfarrer blickte dabei abwechselnd auf Herrn und Frau Kellner, aber dieß alles ging mit so natürlicher Einfachheit zu, wie er denn in der That nur sein für die ganze Menschheit warm schlagendes Herz ergoß, daß niemand irgend eine Berechnung argwöhnen konnte und nur die besseren Gefühle der Anwesenden geweckt wurden.

Aus natürlicher Furcht über den Ausgang wurde Gabriele abwechselnd roth und blaß. Die Aufforderung schien sie lebhaft anzuregen.

„Ach Kellner," sagte sie, als der Pfarrer geendet hatte, wolltest Du mir nicht erlauben, das arme Mädchen nach Hause zu nehmen und für sie zu sorgen?"

Kellner hatte viele Fehler, aber in seinem Herzen fand sich nichts destoweniger auch viel Gutes vor.

„Von Herzen gerne, meine Liebe; Du bist mir zuvorgekommen; ich gedachte wirklich Dir selbst diesen Vorschlag zu machen."

Wir lassen es dahin gestellt sein, in wie weit die Eitelkeit Antheil an Kellners Erklärung hatte, und wir glauben gern, daß er jetzt nur durch den Wunsch geleitet wurde, eine gute That zu verrichten. Es war auch das erstemal, daß Gabriele ihn um etwas gebeten hatte, vielleicht trug dieß ebenfalls zum Erfolg bei.

Gabriele dankte ihm herzlich für seine Bereitwilligkeit und der Pfarrer füllte sein Glas und brachte einen Toast zu seiner Ehre aus.

Nach Tisch, so lange die Gesellschaft noch zugegen war, wurde Mathilde in einer von Kellners Equipagen abgeholt.

Der Pfarrer und Gabriele hatten sie bereits mit neuen und hübschen Kleidern versehen, damit sie sich so vortheilhaft als möglich zeigen konnte.

Die Gäste waren aus Interesse für die Erwartete im Salon versammelt, als Mathilde eintrat.

In ihrer neuen Kleidung war sie hübscher als gewöhnlich; ja sogar die sonst so blassen Wangen wurden von einer leichten und lieblichen Röthe belebt, wie wenn ein Sonnenstrahl durch ein rosenfarbiges Glas auf sie gefallen wäre.

Ihre Art sich zu bewegen und all das Wohlwollen zu empfangen, das jetzt an sie verschwendet wurde, hatte auch eine Anmuth, die sie noch einnehmender machte.

Alle gratulirten deßhalb beinah mehr Frau Kellner zu der Eroberung, die sie gemacht, als Mathilden, die sich mit so viel natürlichem Takt bewegte, daß man es

kaum wagte, sich ihr ebenso ungezwungen zu nähern, wie einem gewöhnlichen armen Mädchen.

Es fand sich ein gewisser angeborener Adel bei ihr vor, den man nicht erwartet hatte, obschon dieser angeborene Adel sich weit gewöhnlicher findet, als man in der Regel zugibt.

Der Einzige, der seit Mathildens Eintritt vollkommen geschwiegen batte, war Kellner, und wenn man sich die Zeit genommen hätte, ihn genauer zu beobachten, so würde man Ueberraschung und Verwunderung in seinem Gesichte gefunden haben.

Bald jedoch beherrschte er sich und hieß Mathilde willkommen.

Als er sie dabei an der Hand nahm, verschwand der letzte Strahl von Purpur aus Mathildens Gesicht, und die Wange wurde von einer Farbe übergossen, so blaß wie der Stern der Nacht. Ein leichtes Zittern eilte durch ihren Körper und der Blick senkte sich zur Erde.

Ueber Kellners Lippen dagegen schwebte ein freundliches, beinahe mit einem wollüstigen Gefühl verwandtes Lächeln.

Nur der Pfarrer besaß allzuviel Menschenkenntniß und Scharfsinn, um nicht zu bemerken, daß zwischen Kellner und Mathilde ein besonderes und eigenthümliches Verhältniß stattfand, oschon er nicht zu rathen vermochte, worin es bestehen konnte. Nichtsdestoweniger beunruhigte es ihn.

Von diesem Tag an blieb Mathilde in Kellners Haus.

Für Gabriele, deren Leben sonst so einsam gewesen, war sie wie ein milder und versöhnender Engel gekommen.

Gabriele besaß jetzt eine Freundin, der sie alle ihre Gedanken und ihre ganze Liebe mitheilen konnte. Sie fühlte sich nicht mehr allein wie früher, sondern meinte jetzt etwas bekommen zu haben, wofür sie leben könnte,

Mathilde widmete sich auch ihrer Wohlthäterin mit rührender Hingebung.

Aber wenn Mathilde auch manchmal in Stunden, wo sie mit Gabriele allein war, Spuren eines fröhlichen und lebhaften Gemüthes zeigte, so verschwand dieß immer, wenn Kellner eintrat. Sein Anblick schien beständig einen großen Kummer in ihr zu erwecken.

Dieses Verhältniß entging Gabriele nicht, aber sie erklärte es als Verlegenheit und Schüchternheit.

Eines Tages war Gabriele ausgegangen, um einige Einkäufe für ihren Liebling zu besorgen, als Kellner eintrat. Mathilde fuhr erschrocken von ihrem Nähtisch auf, als sie sich mit ihm allein sah.

Kellner ergriff lächelnd ihre Hand.

„Du hast bange vor mir," fragte er, „ich begreife wohl warum; aber fürchte nichts, auch ich kann ein Geheimniß bewahren."

Mathilde zog sich so weit als möglich von Kellner zurück, aber er ließ ihre Hand nicht los und sie kam nicht weit.

„Du begreifst wohl," fuhr er fort, „daß ich Dich erkannte, und ich habe Dir auch angesehen, daß Du Dich meiner erinnert hast; aber warum sprangst Du von mir weg, Du kleine Närrin? Du kannst Dir doch denken, daß ich nichts Böses mit Dir vorhatte. Siehst Du, mein Kind, der Zufall führte mich eines Abends . . . es war an demselben Abend, wo man bei mir einbrach . . . zu Madame Buchholz, und dort sah ich Dich im Vorbeigehen am Schenktisch halb schlummernd im Lichtschein . . . Du warst wirklich ganz zierlich und allerliebst."

Es lag etwas Verführerisches und Bezauberndes in der Art, wie Kellner sich ausdrückte.

„Um Gotteswillen, schweigen Sie, Herr Kellner . . . ich bitte Sie auf meinen Knieen, verlassen Sie mich."

„Du bist kindisch, meine Freundin, sehr kindisch, aber es läßt Dir ganz gut. Du kannst wohl nichts da-

gegen einzuwenden haben, wenn ich Dich gerne sehe. Ein Mädchen betrübt sich über so etwas nicht so leicht, eher müßte es Dich verdrießen, wenn ich es nicht thäte. In der Schule der Madame Buchholz lernt man übrigens keine Ziererei. In Wahrheit, ich bezahlte sie sehr gut für Dich . . . das sollte Dir schmeicheln. Sage mir aufrichtig etwas . . ."

Mathilde litt von jedem Wort, das sie hörte. Schmerzliche Qualen zogen ihre Brauen zusammen und rollten eine Thräne vom Herzen ins Auge.

„Als ich Dich hier sah," fuhr Kellner fort, „so ahnte ich, daß Madame Buchholz, welche weiß, daß ich Dir gut bin, unsern würdigen Pastor über den Löffel barbirt hat, damit er Dir Eintritt in mein Haus verschaffen sollte. Wenn es sich so verhält, so ist es recht sinnreich und ingeniös von ihr. Aufrichtig, meine Freundin, verhält es sich nicht so?"

Mathilde war außer Stand ein Wort hervorzubringen. Zerrissen von Seelenqualen wandte sie sich von Kellner ab.

„Mein Gott, mein Gott!" seufzte sie.

Kellner war wirklich verführerisch. Wie Abyssiniens stolzes und empfindsames, akazienliebendes Hochwild schien er jetzt mit strahlenden und rollenden Augen sich nach mehr als einer Seite umzusehen, nicht aus Furcht vor einem lauernden Feind, sondern um auf einmal den ganzen Liebreiz des einnehmenden, für seine Augen so ätherisch feinen Mädchens zu genießen.

„Du kleine Närrin, jetzt wirst Du mir nicht mehr entspringen, wie Du bei Madame Buchholz thatest, das kannst Du als gewiß annehmen. Das Geheimniß unseres Verhältnisses kann in keinen besseren Händen ruhen, als in denen meiner Frau, und es freut mich, wenn Du Dich gut mit ihr stellst, denn je vollständiger Dir es gelingt, um so weniger wird sie an etwas Böses denken. Im Uebrigen kannst Du wegen Deiner Zukunft ruhig

sein, denn ich pflege diejenigen nicht zu verlassen, die ich einmal geliebt habe. Sei in dieser Beziehung ganz getrost, Du hast es mit einem anständigen Manne zu thun."

Kellner streckte seinen Arm gegen sie aus, um ihren Leib zu umschlingen, aber mit einem Angstschrei, der ein solches Entsetzen ausdrückte, daß Kellner selbst einen Augenblick erschrocken zurückbebte, riß sie sich von ihm los, eilte ins nächste Zimmer und verriegelte die Thüre hinter sich.

Der Leser ersieht hieraus, warum das Mädchen an jenem Abend bei Frau Buchholz geflohen war.

„Sie ist solider, als ich gedacht hätte," murmelte er für sich. „Zum Henker, hübsch ist sie doch . . . und ein Vergnügen kann nicht zu theuer bezahlt werden . . . wir wollen schon sehen."

Bei einiger Kenntniß von Mathildens Charakter konnte man Ursache haben zu glauben, daß sie sich von dem Augenblick an noch mehr als bisher vor Kellner zurückgezogen haben würde, aber sie verschwieg nicht blos gegen Gabriele die ganze Scene, sondern sie schien sich auch noch mehr als bisher zu bemühen, Kellner ihren inneren Werth, das Unschuldsvolle und Milde in ihrem kindlichen Herzen, das Reine und beinahe Holdselige in ihrem Charakter zu zeigen.

„Sie kokettirt mit mir," dachte Kellner, als er ihre Bemühungen bemerkte, „schon gut . . . ich habe sie . . ."

Dagegen wich sie allen Gelegenheiten aus, wo er sie allein treffen konnte.

„Ein listiges Dirnchen," bemerkte Kellner; „wenn Madame Buchholz mich fangen will, so hätte sie keine bessere Bötin wählen können."

Kellner pflegte täglich nach Tisch ein Schläfchen zu machen. Die Thüren der übrigen Zimmer standen aber gewöhnlich offen und konnten um so mehr so gelassen werden, als im Allgemeinen eine tiefe Stille in seinem Hause herrschte.

Einmal wurde er von einem Geräusche geweckt, und als er die Augen aufschlug, sah er ein Frauenzimmerkleid in der Thüre verschwinden.

„Sie war es," sagte er zu sich selbst. „Der kleine Schalk."

Inzwischen ließ sich Kellner nichts anmerken, beschloß aber, sie zu fangen, sobald sie einen solchen Besuch erneuern würde.

An dem folgenden Nachmittage warf sich Kellner zwar wie gewöhnlich auf den Sopha, schlief aber nicht, sondern stellte sich nur so.

Nach einigen Tagen sah er auch, obschon mit beinah verschlossenen Augenlidern, daß Mathilde hereinkam und sich leise näherte. Er folgte ihr mit seinem Blick so genau wie möglich.

Er bemerkte jetzt . . . und dieß schmeichelte ihm sehr . . . wie sie an seiner Seite stehen blieb, sich mit zurückgehaltenem Athem über ihn hinbeugte und ihn betrachtete.

Seine erste Regung war, in dieser Stellung seinen Arm um sie zu schlingen und sie an sein Herz zu drücken; aber er that sich Einhalt, weil er sehen wollte, was sie weiter unternehmen würde.

Zu seiner Verwunderung sollte er es bald erfahren.

Mathilde beugte ein Knie an seiner Seite, faltete ihre Hände und verrichtete ein Gebet.

„Mein Gott," dachte er dabei, „sollte sie mich wirklich lieben? Armes Kind!"

Als sie ihr Gebet vollendet hatte, erhob sie sich wieder.

Kellner wollte nicht länger heucheln, sondern schlug seine Augen auf, und betrachtete sie mit offenem Blick, da nun Mathilde mit einem Seufzer sich wieder gegen ihn wandte, so begegnete sie demselben.

Als sie sah, daß Kellner wach war, erröthete sie bis an die Haarwurzeln.

„Schönes Mädchen," flüsterte Kellner; „es ist also wahr, daß Du mich liebst . . . daß Du mich sehr liebst."

Erschrocken über seine Worte, eilte sie flüchtig wie eine Gazelle von ihm hinweg.

Kellner liebte sie eigentlich nicht, aber er war ihr gut, er konnte sie wohl leiden, sie hatte in ihrer Gestalt etwas so Subtiles, was seiner Sinnlichkeit auf eine andere Art schmeichelte, als er bisher empfunden hatte.

So stand es in Kellners Familie, als er die Einladung zur Baronin Lander erhielt und die Ereignisse eintraten, die wir oben beschrieben haben.

Wir gehen jetzt zu Gourville zurück, der, nachdem er aus der Droschke gestiegen, eine schnelle Morgentoilette gemacht hatte, um einen Besuch bei Gabriele abzustatten, während Kellner sich noch bei Mamsell Michelsen aufhielt.

Als Gourville an die Thüre kam, die in Frau Kellners Zimmer führte, hörte er sanfte Claviertöne sich entgegenkommen.

Lauschend blieb er einen Augenblick vor der Thüre stehen, dann aber ergriff er entschlossen die Klinke, drehte sie und trat ein.

Frau Kellner saß an ihrem Piano.

Das Piano war ihr ein treuer, beständiger Freund. Ihm vertraute sie ihre Kümmernisse, ihre Betrachtungen, ihre Träume und Gefühle an; es beruhigte auch ihre Qualen und antwortete ihr mit holden milden Schmeicheltönen. So oft sie eine Weile gespielt hatte, war es ihr, als ob ihre Sorgen sich in Harmonietönen auflösten, und ohne daß sie es wußte, stimmte sie, gelockt von der Melodie, die für den Augenblick ihrem Herzen am nächsten lag, singend ein.

Bei Gourville's Anblick hörte sie jedoch plötzlich auf. Man hätte glauben sollen, alle Melodien seien auf einmal in ihrer Seele erstorben, so hastig unterbrach sie sich, während Leichenblässe sich über ihr Gesicht verbreitete.

„Sie erschrecken, Madame," sagte Gourville, indem er sie begrüßte. „Ich muß Ihnen ein großes Entsetzen eingeflößt haben oder auch . . . Sie erwarteten vielleicht einen Andern?"

Gabriele stand von ihrem Piano auf. Wollte man aus ihrem Aeußern schließen, so schien sie eher vor einem strengen Richter als vor einem Gaste zu stehen.

„Sie erwarteten den Grafen Frank, Madame," fuhr Gourville fort, „nicht wahr?"

Gabriele fühlte, daß dieser Mann einen schrecklichen Einfluß auf sie ausübte, und doch wurde sie unwiderstehlich zu ihm hingezogen. Sie dachte unwillkürlich an die Klapperschlange, von der man sagt, sie vermöge die Vögel, die sich ihr nähern, mit ihrem Blick dermaßen zu bezaubern, daß sie sich nicht mehr von der Stelle bewegen können.

Gourville's Augen, seine Haltung, seine Sprache, seine ganze Persönlichkeit magnetisirte sie gleichsam und verwandelte sie in ein willenloses Wesen, das instinktmäßig nur ihm gehorchte.

„Sie erwarteten den Grafen Frank," fuhr Gourville fort, „läugnen Sie es nicht, und es überraschte Sie, als Sie mich an seiner Stelle eintreten sahen."

Frank wohnte in den Zimmern über Gourville, und als der letztere seine Toilette für den beabsichtigten Besuch bei Gabriele machte, hatte er Franks Tritte über sich gehört, wobei er deutlich bemerkte, daß auch er seine Toilette machen müßte, weil er hauptsächlich auf dem Platz umhertrippelte, wo der Spiegel stand.

Daraus schloß er, daß Frank ausgehen wolle, und es fiel ihm sogleich ein, daß er zu Gabriele zu gehen

gedenke, weßhalb er, um vor ihm anzulangen, sich möglichst beeilte.

Als er die Veränderung sah, die bei seinem Eintreten bei Gabriele vor sich ging, wurde er in seiner Vermuthung noch mehr bestärkt.

„Der Graf dürfte auch bald hier sein," begann Gourville wieder, „aber inzwischen will ich die Zeit benützen und etwas aussprechen, was mir lange auf dem Herzen gelegen hat. Sie hören mich doch, Madame?"

„Ich höre Sie," stammelte Gabriele, vermochte aber ihre Stellung nicht länger beizubehalten, sondern sank auf einen neben ihr stehenden Emma.

Gourville betrachtete sie eine kurze Weile unter tiefem Schweigen.

„Sie sind unglücklich, Madame," sagte er dann.

„Schonung," bat sie, „Schonung, mein Herr."

Es fiel Gabriele nicht ein, sich darüber zu verwundern, daß Gourville sie kannte, vom ersten Augenblick ihres Zusammentreffens an hatte sie es bereits als ausgemacht angenommen, daß Gourville sie durchschaut habe. Dies schien ihr so natürlich, daß sie nicht einmal daran dachte, die Ursache zu untersuchen, warum sie es glaubte.

„Unglückliche Umstände oder der Zufall . . . dieser mächtige Gott, der unsere Schicksale beherrscht . . . haben Sie in die Hände Ihres gegenwärtigen Mannes geworfen . . ."

„Mein Herr . . ."

„Sie besitzen kein Mittel, Madame, sich gegen das zu schützen, was ich sage. Schon ehe Sie daran dachten, Kellner zu heirathen, liebten Sie den Grafen Frank."

„Ah . . ."

„Sie wissen, daß ich Sie zweimal vor einer Ueberraschung durch Ihren Mann gerettet habe. Glauben Sie wohl, daß ich immer über Sie werde wachen können?"

Gabrielens Gedanken verwirrten sich, je mehr sie ihn hörte.

„Es thut mir leid um Sie, Madame. Jeder Unglückliche ist mein natürlicher Freund. Ich bin auch unglücklich. Aber Ihr Unglück kommt von Ihnen selbst, das meinige habe ich nicht verschuldet. Ihr Unglück besteht eigentlich darin, daß Ihr Herz krank ist. Sie müssen die Welt etwas vorurtheilsfreier betrachten, dann werden Sie frischer und ebendadurch auch glücklicher werden. Wenn Sie mir erlauben, will ich Ihnen mit kurzen Worten sagen, wie Ihre Welt aussieht . . . wollen Sie dieselbe sehen?“

Alles, was Gourville sagte, war so deutlich, so dreist und enthielt so viel, was Gabriele nicht bestreiten konnte: sie überließ sich auch ganz diesem Eindruck.

„Sie lieben Ihren Mann nicht und er liebt Sie auch nicht. Sie wissen, daß, obschon er bereits nicht mehr jung ist, allzu jugendliche Leidenschaften in seiner Seele spielen. Kennen Sie Mamsell Michelsen?“

„Nein, Chevalier, nein.“

„Wenn Sie wollen, so werde ich Ihnen eine Gelegenheit verschaffen, sie zu hören und zu sehen. Sie antworten nicht.“

Gabriele war ganz Ohr, und doch hörte sie nur verworren, was er sagte.

„Sie glauben Frank zu lieben,“ fuhr Gourville fort, „und gleichwohl paßt er nicht für Sie. Seine melancholische Gemüthsart verstimmt die Ihrige. Sein kränklicher sentimentaler Charakter vermehrt nur Ihre eigene Sentimentalität. Sie begraben Ihr Herz in einem Abgrund von Sorgen, ohne daß Sie sich daraus zu retten vermögen. Sie ziehen sich von dem frischen und fröhlichen Leben, das unter einer klaren Sonne und einem reinen Himmel so wohl gedeiht, zurück, um zu seufzen und unter milzsüchtigen Mondscheinsträumereien zu sterben. Madame, lassen Sie die Gedanken an den Grafen Frank fahren. Er zieht Sie nur in die Tiefe seiner eigenen traurigen Einbildung hinab und kann Ihnen

keine heitere und Gesundheit gebende Ansicht von der Welt beibringen. Ich sage Ihnen auch ganz einfach, Sie lieben ihn nicht. Die Liebe zwischen Ihnen beiden hat ausgebrannt und was davon noch übrig blieb, ist blos der Dunst oder, wenn Sie lieber wollen, der Rauch von dem, was gewesen ist.

Gabriele glaubte, daß er Recht habe, und empfand gleichwohl einen neuen Schmerz, wie wenn er von ihren Augen einen Schleier weggerissen hätte, der mit ihrer Seele fest verwachsen war.

„Das Verhältniß zwischen Ihnen und Frank hat nur sein Alter für sich . . . und möglicherweise . . ."

„Möglicherweise . . . was meinen Sie?"

Gabrielens Bemerkung kam über ihre Lippen, ohne daß sie es selbst wußte.

„Einen Fehltritt."

„Ah!"

„Erlauben Sie mir, Ihnen ganz rückhaltslos meine Meinung zu sagen?"

„Sprechen Sie . . ."

„Sie müssen mit Ihren gegenwärtigen Verhältnissen brechen."

„Brechen?"

„Brechen mit Kellner und mit Frank."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Sie müssen sich von ihnen trennen: von dem erstern durch das Gesetz, von dem letztern in Ihrem Herzen."

Sie starrte ihn verwundert an.

„Sie sind reich," fuhr Gourville fort; „Ihre Eltern leben zwar noch, aber der Reichthum derselben gehört dennoch Ihnen."

„Weiter . . ."

Der Gedanke, sich durch eine gesetzliche Scheidung von Kellner frei zu machen, war für Gabriele gänzlich neu, aber sie hielt sich daran fest, als an eine verlockende, entzückende, bezaubernde Aussicht.

„Mich trennen?“

„Sie sind reich . . . in Ihrem Reichthum liegt Ihr Glück, wenn Sie es nur recht zu genießen verstehen.“

„Ich verstehe Sie kaum.“

„Ich will Ihnen eine Sache anvertrauen. Ihr Mann ist ruinirt und er wird Sie früher oder später mit sich in's Verderben stürzen.“

„Mein Gott!“

„Franks Liebe ist nicht mehr Liebe, sondern nur noch ein Schatten dessen, was sie gewesen ist, ein Schatten, der Sie mehr erschreckt als beglückt. Das Feuer muß brennen, um Feuer zu sein.“

„Was wollen Sie also, daß ich thun soll?“

„Wie ich schon gesagt habe, Sie sollen sich trennen.“

„Aber . . . aber . . .“

„Sie brauchen einen Mann an Ihrer Seite, der Sie versteht und mit frischem Muth auch Ihrem Herzen Frische eingießen kann.“

Gourville führte sie so leicht mit sich, wie ein Strom eine ruderlose Barke mit sich führt.

„Sie billigen, was ich sage,“ fuhr er fort.

„Ja, ja.“

„Sie dürften auch wissen wollen, wer der Mann ist, den ich meine.“

„Wer ist es?“

„Ich.“

Gourville legte dabei die Hand auf seine Brust und heftete einen brennenden Blick auf seinen Raub. Seine Erklärung machte auf sie eine schreckliche Wirkung; sie zitterte, wie wenn sie von einem elektrischen Schlage getroffen wäre.

Aber als Gourville den erschütternden Effect seiner Aeußerung sah, that er sich Einhalt und er empfand ein Gefühl der Reue, ein Mitleid, das er früher nicht gekannt hatte.

Dadurch, daß er sich dreist in das schwache Gebäude des Innersten ihrer Seele geworfen, hatte er mit einigen raschen, man kann wohl sagen, Axthieben, dasselbe umgestürzt und stand jetzt siegreich darin . . . aber zu was sollte er seinen Sieg benützen?

War sein Zerstörungswerk nur von einer unwiderstehlichen Neigung, Alles um sich her zu zerstören, hervorgerufen, oder wurde er von einer besondern Absicht geleitet, die ihn in den Stand setzte, unter den Trümmern einen Tempel wieder aufzubauen . . . einen Tempel, worin der wahre Gott wieder angebetet werden sollte, oder vielleicht auch Beelzebub?

Gourville lehnte seine Stirne gedankenvoll in die Hand, gleich als lauschte er einen Augenblick einer Stimme in seinem Innern.

„Ich denke mir eine entsetzliche Wahrheit," begann er darauf das Gespräch wieder, „ich denke mir das alte Europa, Schweden mit inbegriffen, voll von Verbrechen und Lastern, voll von angeborenen und geerbten Sünden, reich an Widersprüchen in Institutionen und Grundsätzen, vegetirend in einer Geschichte voll von Blut, noch blutend in dem Kampfe zwischen unversöhnlichen, entgegengesetzten Prinzipien, bedroht von einer Zukunft der Auflösung oder der Unterdrückung, vergiftet durch falsche Begriffe von Recht und Unrecht, geschwächt durch eine egoistische Moral, erschlafft durch Laster, entnervt durch die in unsern gegenwärtigen Verhältnissen wie in einen Brennpunkt zusammengedrängten Verirrungen und Verbrechen vieler Jahrhunderte.

„Ich denke mir ferner," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „einen Dreimaster, der drunten im Strome liegt, und am Bord dieses Dreimasters alle diejenigen, welche durch die Vorurtheile der alten Welt unglücklich geworden; ich sehe sie entschlossen, vereinigt dieses Babylon der Verwirrung zu verlassen und sich mit ihrem geretteten Reichthum nach der neuen Welt, nach dem neuen

Jerusalem des Gesellschaftslebens, nach Amerika zu flüchten. Ich sehe, wie der Wimpel bereits frei über dem Topp des Schiffes flattert, wie das weiße Segel herabgelassen, wie der Anker gelichtet wird, wie der Vordersteven sich hinauswendet . . . . hinaus nach dem freien Meer, und wie endlich der Wind unter dem Vivatrufen vom Mastkorb aus von dannen fährt. Ich denke mir bereits, wie das Schiff den Ocean durchfurcht, und wie wir mit sehnsuchtsvollen Blicken nach einem neuen Lande forschen; und ich sehe, wie wir dort landen, sehe, wie wir fröhlich die Kniee beugen auf der neuen Erde, wo unser Glück nicht verdüstert oder verdunkelt wird von den Gewitterwolken, die uns hier beständig bedrohen. Ich sehe, wie wir an den Ufern des Missisipi, in des Ohio Thälern oder an Missouris Quellen eine neue Colonie gründen, deren Einrichtungen auf einfachen, der Menschenwürde entsprechenden, natürlichen und billigen Gesetzen beruhen. Hinter mir sehe ich Europa wie einen entsetzlichen, einen bösen und meine Seele zerfleischenden Traum liegen; vor mir dagegen glänzt die neue Welt mit lockenden Träumen von Frieden und Glückseligkeit, von Freuden und gegenseitiger Liebe. Wollen Sie mir folgen, Madame?"

Gourville drückte sich mit Leidenschaft aus. Da er selbst von seinem Gedanken belebt war, so erhielten sie eine Wärme, sogar eine gewisse hinreißende Schönheit in der Form, auf die er zwar nicht gerechnet hatte, die aber auf Gabriele einen um so größern Eindruck machte, als ihr feinfühlendes Gemüth eine natürliche Empfänglichkeit dafür besaß.

„Ich folge Ihnen," flüsterte sie, seine Frage beantwortend, „ich folge Ihnen."

Aber es lag etwas so Unbewußtes, so eine blinde Zuversichtlichkeit, so eine schutzlose Willfährigkeit in ihrer Antwort, daß Gourville dadurch mehr niedergeschlagen

als erfreut und befriedigt wurde. Er empfand ein Gefühl, das einem Gewissensbisse glich.

Der Sieg kostete ihn keinen Kampf und schenkte ihm deßhalb keinen Triumph. Er hatte ein wehrloses Wesen besiegt und das schmerzte ihn.

„Sie dürfen jedoch nicht vollkommen unüberlegt an mich glauben und meine Rathschläge befolgen," sagte er deßhalb, von diesem neuen Gefühle geleitet, „denn Sie wissen ja doch nicht recht, wer ich bin."

„Sollte ich Sie nicht kennen? O, Chevalier, ich kenne Sie."

„Sie dürften sich täuschen; bedenken Sie, wenn ich . . ."

Er wußte nicht, ob er seinen Satz aussprechen sollte.

„Wenn Sie . . ."

„Wenn ich weiter nichts als ein Abenteurer wäre?"

Es war Gabriele zu Muth, als ob sie selbst sich durch diese Beschuldigung beleidigt fühlte.

„Dann würde ich Sie gegen Sie selbst vertheidigen, Chevalier."

„Aber wenn ich es dennoch wäre, oder vielleicht etwas noch Schlimmeres?"

„Sie scherzen grausam, Chevalier."

Gabriele gewann ihr eigenes Urtheil wieder, als Gourville sich selbst anzugreifen begann.

Dagegen fühlte sich Gourville um so mehr aufgefordert, wenigstens zu verstehen zu geben, wer er wäre, ohne jedoch darin allzuweit zu gehen.

„Aber denken Sie sich gleichwohl die Möglichkeit," fügte er also hinzu, „daß ich ein von der Gesellschaft ausgestoßener Mensch wäre?"

„Sie?"

Gabriele lächelte.

„Daß ich ein vogelfreier Verbrecher wäre."

„Sieht das Verbrechen so aus, Chevalier, dann folge ich gerne dem Verbrecher."

Gourville hatte einen solchen Erfolg nicht erwartet und stand gänzlich verwundert da.

„Sie haben eine warme und lebhafte Seele, Chevalier, ein edles und gutes Herz, einen kühnen und feurigen Charakter," sagte Gabriele, als er in seinem Schweigen beharrte; „Sie nehmen tiefen Antheil an jedem Unglücklichen und reichen dem Leidenden eine hilfreiche Hand."

Gourville war nie früher gelobt worden, wenigstens nicht von so reinen Lippen wie jetzt. Seine Gewissensbisse nahmen noch zu.

„Ich will aufrichtiger gegen Sie sein," fiel er ein, „als ich es bisher gegen irgend einen Menschen gewesen bin. Folgen Sie mir hieher an den Spiegel."

Gabriele folgte ihm.

„Bitte," sagte er, „haben Sie die Güte, mich genau zu betrachten. Wie alt glauben Sie, daß ich bin?"

„Ungefähr vierzig Jahre."

„Sie schließen das vermuthlich aus dieser bläulichen Schattirung unter meinen Augen?"

„Ja, ja."

„Aus dem da und dort etwas grau gesprengelten Haare?"

„Auch das."

Der Leser dürfte sich erinnern, daß wir bei Gourville's erstem Auftreten ihn so gezeichnet haben.

„Aber das Alles ist falsch . . . entlehnt . . . nur eine Vermummung," fiel Gourville ein.

„Welche Art zu scherzen, Chevalier! . . . ich bin kein Kind."

„So urtheilen Sie selbst."

So sprechend wischte er mit seinem Nastuch die bläuliche Farbe unter den Augen weg und nahm eine in gewissen schmalen Verzweigungen um den Kopf laufende Perücke, die sich in seinen schwarzen Haaren einflocht, herab.

„Was glauben Sie jetzt?" fragte er, als er ihre

Ueberraschung sah; „aber vielleicht macht mich dieser Backenbart noch zu einem vierzigjährigen Mann."

Er drückte auf eine am Ohr befestigte Feder und der Backenbart fiel in seine Hand.

„Wie alt schätzen Sie mich jetzt, Madame?"

Alles, was Gourville gesprochen, hatte keinen stärkeren Eindruck auf Gabriele gemacht, als die Verwandlung, worin er jetzt vor ihr stand.

Zwanzig Jahre waren wie auf einmal von ihm verschwunden.

Eine kräftige, jugendliche Seele strahlte aus dem dunkelbraunen Auge. Die Stirne glänzte hoch und gleichsam verjüngt ihr entgegen, das schwarze Haar ringelte sich in Locken darüber, so daß ihre reine schneeweiße Farbe um so deutlicher hervortrat.

„Glauben Sie nicht, daß ich ein Abenteurer bin?" fragte er sie von Neuem.

„Weit entfernt, Chevalier; Ihr Aussehen beweist mir jetzt noch mehr als vorher, daß Sie es nicht sind."

Gourville spitzte seine Ohren. Er hörte Tritte in der Hausflur.

„Graf Frank kommt," sagte er, „ich höre."

Schnell befestigte er seinen Backenbart wieder und flocht die Perücke in sein Haar. Gabriele hörte und sah nichts als Gourville.

„Sie hören selbst seine Tritte draußen."

„Wessen?"

„Frank's."

Franks Name klang beinah widerlich in Gabrielens Ohren.

„Es ist wahr," sagte sie, „ich erwartete ihn."

„Er kommt . . ."

In diesem Augenblick öffnete sich wirklich die Thüre und der Graf trat ein. Auch er hatte Gabriele lange nicht besucht. Seit sie ihm mitgetheilt hatte, daß Kellner ihr früheres Verhältniß kannte, fürchtete er ihn wie einen

lauernden Feind, hielt sich jedoch immer bereit, ihm entgegenzutreten, im Fall er losbrechen sollte. Es gab sogar Augenblicke, wo er nichts sehnlicher wünschte, als daß Kellner ein Wort sagen möchte, das ihm Veranlassung geben könnte, mit ihm anzubinden, denn er war überzeugt, daß er ihm nichts schuldig bleiben würde.

Eine Stunde vor seinem Besuch hatte er sich durch seinen Bedienten ordentlich angemeldet.

Aber er hatte nicht darauf gerechnet, Gourville vor sich zu finden, und dieses Zusammentreffen verdroß ihn ebensosehr, als es ihn belästigte. Er hatte gewünscht, mit Gabriele einige vertraute Worte sprechen zu dürfen, und nun fand er sich daran gehindert.

Gourville dagegen wurde durch Franks Anwesenheit gereizt, sein Uebergewicht zu zeigen, und das Gefühl der Reue, das ihn kaum noch gequält hatte, verschwand.

Er verglich seine eigene und Franks Stellung mit der zweier Wilden, die um ein gefangenes Opfer spielen, bevor sie das Urtheil desselben verkündigen, es freute ihn und schmeichelte ihm, daß er einen Gegner besaß, der sich seiner Ueberlegenheit sicher glaubte.

Gabriele war in eine Art von Rausch versetzt: sie betrachtete die Verhältnisse, worin sie sich befand, nicht rein und klar, aber sie fühlte sich beklommen und niedergeschlagen.

„Ich will Ihnen etwas Neues erzählen, Herr Graf," begann Gourville so gleichgültig, wie wenn er zu scherzen beabsichtigte.

„Etwas Neues," wiederholte Frank mit einem Ernst, der ihm so eigen war. „Ich frage," fügte er dann hinzu, wenig nach dem, was heut zu Tage geschieht."

„Und doch," versetzte Gourville, „vermuthe ich, daß das, was ich Ihnen zu erzählen habe, Sie sogar auf's Höchste interessiren wird."

„So lassen Sie hören, was Sie zu sagen haben."

„Frau Kellner . . ."

Frank runzelte die Augenbrauen. Von Gabrielen sprechen, hieß seine schönsten Gefühle profaniren.

„Frau Kellner," fuhr Gourville fort, „aber vielleicht wissen Sie es schon?"

Gabrielen war es wunderlich zu Muth. Was wollte Gourville erzählen?

„Ich weiß nichts," antwortete Frank, „aber," fügte er mit einem bitteren und ironischen Ausdruck hinzu, „ich vermuthe, daß Sie Frau Kellners Handlungen und Gedanken besser zu erklären wissen, als ich."

„Das kann möglicherweise der Fall sein."

Gabriele sah bald den Einen, bald den Andern an.

„Sie wollten mir etwas Neues erzählen," erinnerte Frank.

„Nun oder nicht, ich gedachte Sie zu fragen, ob Sie wissen, daß Frau Kellner sich von ihrem Manne scheiden zu lassen gedenkt?"

Frank wandte sich verwundert gegen Gabriele, die selbst kaum wußte, wohin sie sich wenden sollte, so unvermuthet war Gourville's Erklärung gekommen.

Gourville hätte sicherlich nicht vor jedem Andern so offen und ungenirt erzählt, was er wußte; aber es war sicher, daß Frank die Sache eben so treu wie er selbst bei sich bewahren würde, und es hatte also nichts zu bedeuten, wenn er es sagte.

„Aber dieß ist noch nicht Alles, Herr Graf; Frau Kellner hat mir auch anvertraut, daß sie abzureisen gedenkt."

„Nach Hause zu ihren Eltern?"

„Weit entfernt . . . nach Amerika."

Nichts, was es auch hätte sein mögen, hätte Frank so zermalmen können, wie diese Nachrichten.

„Sie belieben zu scherzen, Chevalier; Sie täuschten mich. Ich bin Frau Kellners Jugendfreund, und Sie würden mir diesen Entschluß früher anvertraut haben, als Ihnen."

Frank vergaß sich länger zu verstellen.

Gabriele athmete nicht mehr, ihre Brust hob sich nicht, ihr Herz klopfte nicht.

„Sprechen Sie, Gabriele," forderte sie Frank auf, „sprechen Sie! Was soll ich von der Erzählung des Chevaliers glauben?"

„Jedes Wort, Herr Graf," versetzte Gourville, „ich habe nicht mehr gesagt, als was Frau Kellner soeben zugegeben hat."

Frank rührte sich nicht. Er schien beinahe versteinert zu sein. Gabrielens Schweigen sagte ihm alles.

„Mein Gott," versetzte er nach einer Weile, „sollte es möglich sein?"

Ein stolzes Lächeln flog dabei über seine zusammengepreßten Lippen.

„Warum denn nicht?" fuhr er fort. „Ich habe eben so wunderbare Veränderungen gesehen. Der schlüpfrigste Grund, auf den man bauen kann, ist das Herz des Menschen. Leben Sie wohl, Gabriele, leben Sie wohl! Sie haben kein Wort mehr für mich. Ich sehe auch, daß ich hier überflüssig bin. Leben Sie wohl!"

Mit würdiger, aber kalter Haltung wandte er sich von ihr ab, um sich zu entfernen, aber kaum hatte er einige Schritte gethan, als er wieder stehen blieb und zurückschaute. Der Blick, den er auf sie heftete, glänzte durch eine Thräne.

„Ihr Gedächtniß, Gabriele," sagte er, „wird mir, so lang ich lebe, heilig und theuer sein. Sie werden mich nicht wiedersehen. Ich werde mich von hier wegbegeben, um mir eine Grabstätte auf dem kleinen Holm auszusehen . . . Sie können ihn nicht vergessen haben . . . auf dem kleinen Holm zwischen dem Gut Ihres Vaters und dem meinigen . . . dort, wo wir früher so oft zusammenspielten."

Frank wandte sich hierauf an Gourville.

„Möge Gott Ihnen das Unheil verzeihen, das Sie

angerichtet haben! Leben Sie wohl," rief er dann, „leben Sie wohl!"

Als er die Thüre schloß, sank Gabriele mit einem schwachen Angstschrei zu Boden.

Gourville hatte zu lächeln gedacht, als Frank sich entfernte, aber das Lächeln erstarb.

Selbst überrascht von seinem Erfolg, vermochte er sich nicht darüber zu freuen. Der Gedanke, den lieblichsten Traum zweier Herzen zerstört zu haben, flößte ihm ein Unbehagen ein, das er nicht einmal bei Handlungen empfunden hatte, welche das Gesetz selbst als Verbrechen stempelt.

Gabriele lag wie eine verwelkte und gebrochene Blume zu seinen Füßen.

Er erinnerte sich des kleinen Boudoirs und beschloß sie dahin zu bringen.

Der Umzug war bald bewerkstelligt und er legte sie auf die Ottomanne nieder, welche die eine Seite des Zimmers schmückte.

Alles war still um ihn her. Gabriele glich, als sie so da lag, mehr einer Todten als einer Lebendigen.

Die Lage, worin Gourville sich befand, erregte bei ihm ungewöhnliche, wunderliche Gefühle. Gabriele war nicht mehr jung, aber noch einnehmend. Die äußere Schönheit vergeht leicht, aber nicht so die innere, zumal wenn sie mit den Formen verschmolzen ist, weil sie einen Nachherbst besitzt, der mit ihrem eigenen Hochsommer rivalisirt, zuweilen sogar ihn übertrifft, obschon er nicht blos mit Blumen, sondern auch mit Früchten prangt. Gourville labte sich an der schmeichelhaften Vorstellung, daß sie ihn liebe und in seiner Gewalt sei, und gleichwohl geschah es nur mit einer gewissen Unentschlossenheit, wenn er ihre Hand ergriff, die Locken um ihre Stirne auf die Seite strich, sein Ohr zu ihren Lippen hinabneigte und lauschte, ob ihr Athem nicht wiedergekehrt sei. Tugend und Unschuld besitzen einen Heiligenschein, der un-

widerstehlich selbst dem Gesunkensten eine instinktmäßige Achtung einflößt, zumal wenn sie noch überdieß schutz-los sind. Es ist beinah, wie wenn Gott selbst mit seinem Finger in dieses, nicht für unser äußeres, wohl aber für unser inneres Auge sichtbarer Glorie einen unübersteig-lichen schützenden Zauberkreis um die Seinigen gezogen hätte. Gourville hatte niemals so viel Achtung vor einem Weibe gezeigt, als er in diesem Augenblicke gegen Ga-briele zeigte, obschon er seine Gewalt über sie kannte und sie ohnmächtig vor ihm lag. Nichts destoweniger labte sich sein Gemüth mit wollüstigem Behagen sowohl an ihrem Anblick, als an den holden Gedanken, die da-durch hervorgerufen wurden und ihn in eine stille, aber hinreißende Schwärmerei versetzten. Gourville hatte nie-mals eine solche Ruhe und einen solchen Frieden in sich gefühlt, wie jetzt. Die Weiber, die er bisher bewundert oder geliebt, hatten beunruhigende und erschütternde Lei-denschaften in seiner Seele geweckt. Gabriele dagegen brachte die Leidenschaften darin zum Schweigen. Der Eindruck von ihr verbreitete gleichsam ein Sonnenlicht über sein Herz, das in diesem Augenblick so ruhig und klar war wie eine Meeresfläche, die nicht von Stürmen aufgeregt wird, sondern in ihrer schimmernden Ruhe den Himmel und seine Sterne abspiegelt.

Gourville verstand sich selbst kaum. Die wilden Be-gierden waren in seiner Brust verstummt. Seine Augen-lider fielen zusammen und sein Blick schwebte wie eine Taube über seine innere Welt — aber diese war jetzt keine brausende Sündfluth, sie war ein neues, hauptsäch-lich ihm selbst vollkommen neues, gleichsam verzaubertes Reich, so wie die Feenmärchen es schildern, voll von schö-nen wunderbaren Pärken, voll von Blumen und fanta-stischen Herrlichkeiten.

Aber kräftige und gewaltige Naturen gleichen dem Tropenhimmel: in einem Augenblick werden sie nur von Licht und Ruhe durchströmt, im andern sind sie in vollem

Aufruhr; und woher kommt wohl diese schnelle Verwandlung? Nur von einem Wolkenflecken am Rande des Horizontes.

Die Leidenschaft ist immer ein solcher kleiner Wolkenfleck. Woher kommt sie, wohin geht sie?

Während Gourville sich den glänzenden, schwärmerischen, von ihm nie zuvor gesehenen Traumbildern in seiner Seele hingab, schwebte ein finsterer Schatten an ihm vorüber.

Er fuhr zusammen.

Dieser Schatten war der Gedanke an die schwarze Charlotte, und der Zauber in ihm war im gleichen Augenblick verschwunden.

Gourville richtete sich auf.

„Was anderes ist gleichwohl auch sie, als ein gewöhnliches Weib?" sagte er, indem er seine Hand ausstreckte und auf Gabriele zeigte.

Zu sehr von seinem Gedanken eingenommen, bemerkte er nicht, daß die Thüre hinter ihm sich öffnete und eine Person auf der Schwelle stehen blieb.

„Von Staub ist sie gekommen," fuhr Gourville nach einer kurzen Pause fort, „zu Staub soll sie wieder werden."

Bei Gourville's Anblick blieb die eintretende Person schweigend stehen und fixirte ihn unerschütterlich in dem an seiner Seite hängenden Toilettenspiegel, worein sein Bild fiel.

„Dieß ist die ganze Geschichte," sagte Gourville weiter, und ein verächtlicher Ausdruck verzog sein sonst edel gebildetes Gesicht. „Eine lumpige Geschichte, welche die Welt seit der Schöpfung wiederholt hat und die sich wiederholen wird, bis sie selbst dem gleichen Urtheil verfällt."

Ein kurzes, halblautes, höhnisches Lachen zitterte bei dieser Erinnerung über seine Lippen.

Dieses Lachen schien einen entsetzlichen Eindruck auf die hinter ihm stehende Person zu machen, die mit leichenblasser Miene und starrer Aufmerksamkeit sich vorbeugte, um ihn desto besser im Spiegel betrachten zu können.

Gourville beugte sich wieder zu Gabriele nieder und strich ihr von Neuem die herabgefallenen Locken aus der Stirne.

„Ein recht schönes Weib,“ murmelte er.

Ein wollüstiger, befriedigter Zug zeigte sich dabei auf den schwellenden Lippen und sein Gesicht begann vor Begierde zu glänzen.

„Ihr Arm ist rund, weich und schneeweiß . . . der Leib ist schlank . . . ihr Busen . . . ach . . . ich muß sie wecken, muß sie wecken mit einem glühenden Kuß.“

Und er neigte sich hinab, um seinen Entschluß auszuführen.

Die in der Thüre stehende Person war unabläßig selbst seinen geringsten Bewegungen mit ihrer Aufmerksamkeit gefolgt, wobei Furcht, Entsetzen, Bekümmerniß und Unruhe sich lebhaft in ihren Zügen spiegelten.

Als Gourville sich hinabbeugte, eilte sie entschlossen vor und faßte ihn bei der Schulter.

„Zurück!“ rief sie.

Gourville ließ Gabrielens Hand los und schaute überrascht zurück, noch mehr aber war er verwundert, als er, was er am wenigsten erwartet hatte, Waldhahnenfuß vor sich sah.

Mathilde schien nicht weniger verwundert, Gourville hier zu sehen.

„Wenn die Unschuld schläft,“ sagte sie . . .

„Halten die Engel Wache, willst Du wohl sagen,“ fiel Gourville ein, ohne daß er das Hohnlächeln zu unterdrücken suchte, das auf seinen Lippen spielte. „Wahrhaftig ein schöner Engel . . . ein Engel von der Frau Buchholz . . . ein Engel aus einem Bordell.“

Gabriele hatte Mathilden ein Stübchen neben ihrem

Boudoir eingeräumt. Mit Lektüre beschäftigt, hatte sie sich den ganzen Vormittag dort aufgehalten und würde sicherlich auch jetzt noch geblieben sein, wenn sie nicht deutlich gehört hätte, daß im Boudoir etwas Ungewöhnliches vor sich ging. Sie begab sich also hinein, um zu sehen, was sich zutrug. Als sie Frau Kellner in Ohnmacht und einen fremden Mann über sie hingebeugt sah, wollte sie sogleich zu Hülfe eilen; aber in diesem Moment fiel ihr Blick in den Spiegel und sie traute ihren Augen kaum, als sie sah, wer es war.

Obschon Gourville's Scherz beleidigend und grob war, schlug Mathilde nicht einmal ihre Augen vor ihm nieder.

„Wer hat Dich hieher geschickt? Was willst Du hier?“ fragte er sie. „Entferne Dich sogleich aus diesem Zimmer.“

„Nicht so lange Sie hier sind.“

„Du scheinst mich zu kennen?“

„Ebenso gut als Sie mich kennen.“

„Dich, ein öffentliches Mädchen, hat Jedermann das Recht zu kennen. Pack Dich fort, Waldhahnenfuß.“

„Deine Maske mag für Andere gut genug sein,“ antwortete sie, „ist aber gleichwohl zu wenig gelungen, als daß ich sie nicht durchschauen sollte.“

Gourville war einen Augenblick verlegen, dann aber hob er seine Stirne und sah ihr kühn in die Augen.

„Du scherzest, meine Liebe, fort . . . in diesem Hause bin ich mehr befreundet als Du . . . fort . . .“

„Ich weiche nicht von der Stelle und jetzt deßhalb nicht, weil ich Dich kenne.“

Gourville streckte seinen Arm aus, um sie auf die Seite zu schieben, aber Mathilde ergriff Gabrielens Hand und hielt sich an ihr fest.

„Keine Macht in der Welt,“ sagte sie, „kann mich von der Seite meiner Wohlthäterin trennen . . . nicht einmal Du, Löwe!“

Gourville schüttelte sich.

„Fort," sage ich Dir, fort!" wiederholte er. „Da Du mich kennst, so hüte Dich auch, meinen Zorn zu wecken."

„Ich fürchte ihn nicht und befinde mich nicht mehr unter dem Einfluß Deines Willens, so wenig als in der Gewalt von Frau Buchholz . . . Noch einmal sage ich Dir, verlaß dieses Haus . . . sonst rufe ich um Hülfe, und die Dienerschaft wird sich sogleich einfinden."

Gourville oder der Löwe, wie man diesen kühnen Mann lieber nennen will, betrachtete Waldhahnenfuß mit Verachtung. Er schien über ihr keckes Auftreten weniger ärgerlich als verwundert, weil er nicht blos überhaupt an keinen Widerstand gewöhnt war, sondern auch einen solchen am allerwenigsten von diesem Mädchen erwartet hatte, das er immer als ein schwaches und willenloses Wesen betrachtete. Der Widerstand reizte ihn jetzt, und wenn er sich auch vorher nicht viel um Gabriele bekümmert hatte, so machte just dieser Umstand sie um so interessanter und verlockender für ihn.

„Wahrhaftig, Waldhahnenfuß," sagte er mit gedämpftem Grimm, „Du wählst Dir einen gefährlichen Platz, indem Du Dich zwischen den Löwen und seinen Raub stellst. Schreie so lang Du willst, das rührt mich wenig . . . gib mich an, wenn Du Lust hast . . . das bekümmert mich wiederum nichts . . . Du wirst mehr Mühe haben, Deine Maske zu behalten als ich. Jedermann weiß hier, daß ich Kellners Freund bin."

Ein leichter Schauder überfiel Mathilde bei dieser Erklärung.

„Kellners Freund?" wiederholte sie. „Glaubst Du, ich wisse nicht, daß Du es warst, der den Einbruch hier veranstaltete?"

„Ha, ha, ha," lachte Gourville. Gleichwohl konnte er seinen Zorn nicht zurückhalten, sondern ergriff das Mädchen, um sie auf die Seite zu werfen. Seine Hand

kam dabei in ihr Halstuch, das sich löste und allein in seiner Faust blieb. Ein neuer Aerger verzog sein Gesicht und er warf das Halstuch auf den Boden. Als es fiel, hörte er etwas Hartes klingen, und er sah einen Goldring auf den Boden rollen und zu seinen Füßen sich legen.

Der Ring gehörte Mathilde. Es war derselbe, den sie von ihrer Mutter erhalten hatte, und seit ihrem Einzug in Kellners Hause pflegte sie ihn an einer unter dem Kleid verborgenen Schnur um den Hals zu tragen.

Gourville hatte die Schnur zerrissen und der Ring war mit dem Halstuch gefallen. Als er ihn bemerkte, war es bei ihm eine ganz natürliche Regung, daß er ihn aufhob.

Kaum war jedoch sein Blick auf denselben gefallen, als auch schon eine neue Regung der Verwunderung sich in seinem lebhaften Gesichte spiegelte.

„Du sagst, ich hätte den Diebstahl hier begangen," sprach er.

„Ich habe es gesagt."

Mathilde verließ ihren Platz an Gabrielens Seite nicht.

„Weißt Du, was ich dagegen Dir anvertrauen kann?"

„Nein."

„Daß Du diesen Ring gestohlen hast."

„Gestohlen?"

„Wie ich sage."

„Ich habe ihn von meiner Mutter bekommen."

„Du lügst. Du hast ihn gestohlen. Und weißt Du auch wem?"

„Wem?"

„Mir. Ich kann es beweisen und zwar mit mehr als einem Zeugen."

„Du?"

„Willst Du ohne allen Lärm dieses Zimmer verlassen?"

„Nein.“

„Willst Du mir schwören, daß Du niemand davon sagen willst, daß Du mich für den Löwen hältst?“

„Nein, nein.“

„Willst Du versprechen, Dich so zu benehmen, wie wenn Du mich gar nicht kenntest?“

„Nein.“

„Ich bitte Dich wahrlich um nichts, weil ich Dich eigentlich nicht fürchte, aber doch möchte ich ganz und gar nicht von Dir abhängig sein. Wenn Du schwörst, treu zu beobachten, was ich von Dir fordere, so gebe ich Dir den Ring zurück.“

„Der Ring ist mein.“

„Ich verklage Dich sonst wegen Diebstahls . . . begreifst Du?“

„Du wirst es nicht wagen.“

„Glaubst Du, daß es mir schwer sein wird, Zeugen zu finden?“

„Du wirst es selbst nicht wagen, gegen mich aufzutreten.“

„Glaubst Du denn, daß es mir schwerer wird, einen Ankläger zu finden, als die Zeugen?“

„O mein Gott!“

„Nun, versprichst Du, was ich verlange?“

„Nein, nein.“

Mathilde drückte sich so fest an Gabriele, als fürchtete sie augenblicklich von ihr weggerissen zu werden.

„Willst Du wissen, auf welchen Grund ich behaupten kann, daß der Ring gestohlen ist?“

„Ja.“

„Da sieh her, Du kannst Dich selbst überzeugen, hier innen sind die Worte gravirt: vergiß Deinen Eid nicht.“

„Nun und dann?“

„Ich habe einen Ring mit denselben Worten verloren.“

„Du?“

„Meine Pflegemutter gab mir einen solchen Ring, als wir das Land verließen und in die Stadt zogen.“

„Du täuschest mich.“

„Beim Himmel, es ist wahr. Sie lebt noch und wird bezeugen, daß Du den Ring gestohlen hast.“

„Ich habe ihn von meiner Mutter auf ihrem Todtenbett erhalten.“

„Gleichviel, wer von euch beiden ihn gestohlen hat. Genug, er ist mein und für mich sehr wichtig, denn er soll das Geheimniß meiner Geburt enthalten.“

„Ein Geheimniß . . . deine Geburt?“

„Nun ja.“

„Auch für mich hat er dieselbe Bedeutung.“

„Auch für Dich?“

„Ja, ja.“

Gourville ahnte eine List.

„Du hoffst mich täuschen zu können . . . bah . . . aber wie gesagt . . . der Ring hat für mich keinen Werth mehr, weil ich in unsern Tagen an kein Wunder mehr glaube. Du kannst ihn also wieder erhalten . . . aber schwöre mir, was ich gefordert habe.“

„Unmöglich, nein.“

„Unmöglich?“ sagst Du.

„Sollte ich dieses Haus Dir preisgeben . . . dieses Haus, beim Himmel . . . nie . . . nie . . . eher magst Du mich anklagen, um was Du nur willst . . . eher magst Du mich unter Deinen Füßen zertreten . . . eher mag ich sterben . . . mein Leben, mein Herz, meine ganze Seele gehören diesem Haus an; nimm immerhin den Ring . . . nimm ihn . . . aber verlaß mich.“

Gourville kreuzte die Arme über seine Brust.

„Du willst also nicht auf meine Seite treten?“

„Nein.“

Er steckte den Ring in seine Tasche.

„Wir werden schon sehen,“ sagte er.

Gourville war wieder ruhig, wie wenn nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre.

„Entfernen Sie sich," ermahnte ihn Mathilde . . . „Sehen Sie nicht, daß Frau Kellner zu athmen anfängt . . . sie kommt zu sich . . . verlassen Sie uns . . . es ist uns Bedürfniß, allein zu sein."

„Du willst also nicht auf meine Wünsche eingehen? Ich frage Dich zum letztenmal."

„Nein . . . nein . . . nein."

„So bedenke, daß wir einander bald wieder treffen werden."

Nach einer Weile erwachte Gabriele aus ihrer Ohnmacht, und als sie die Augen aufschlug, schien sie jemand zu suchen.

„Gourville!" flüsterte sie, „Gourville!"

Gourville hatte bereits das Zimmer verlassen.

„Gourville!" wiederholte Gabriele noch einmal und streckte ihre Arme aus.

„Mein Gott," seufzte Mathilde, „was höre ich, und was sehe ich?"

. . .

Anhang.

Etwas über die Leserei im Allgemeinen.

In der Hauptstadt hat man eigentlich nie von Leserei gehört, bis der Methodist Scott auftrat.

Im Sommer 1826 kam ein junger Methodistenpriester Stephans nach Stockholm und machte ein paar Monate später mit einem der eifrigsten lutherischen Pfar-

rer der Hauptstadt Bekanntschaft. Als sie mit einander vertrauter wurden, erzählte ihm Stephans, daß er von der Methodistenconferenz beauftragt sei, verschiedene Predigten und andere religiöse Vorträge auf Schwedisch zu halten; wegen seiner unzulänglichen Bekanntschaft mit der Sprache aber glaubte er sich dem Auftrag nicht gewachsen, wenn er nicht jemand finde, der ihm Ausdrücke und Styl corrigire. Er ersuchte deßhalb den eben bezeichneten lutherischen Geistlichen, ihm diesen Dienst zu erweisen, und dieser Geistliche hatte um so weniger dagegen einzuwenden, als er bei näherer Bekanntschaft mit Stephans fand, daß ihre religiösen Ansichten übereinstimmten. Das Freundschaftsband zwischen beiden wurde immer fester, und als Stephans mit den corrigirten Predigtconcepten Glück machte, eröffnete er seinem Freund seine ganze Seele und vertraute ihm an, daß er beauftragt sei, sich mit den Lesern in Nordland in Verbindung zu setzen, Missionen unter den Lesern einzurichten und in Stockholm Conventikel zur Ausbreitung des Methodismus zu gründen.

Was diese Gegenstände weiter betrifft, so haben wir uns einen ziemlich vollständigen Bericht darüber verschaffen können, aus welchem wir direkt Folgendes anführen.

„Die Punkte, die er mir anvertraut hat, waren von kitzlicher Art, und es hielt schwer, Hand dabei anzulegen, aber eben so war es auch schwer, diese delikaten Gegenstände Wind und Wellen preis zu geben. Ich verlangte Bedenkzeit bis auf den folgenden Tag. Sie wurde gestattet. Als wir wieder zusammentrafen, verlangte ich nähere Aufschlüsse über die Hauptlehren seiner Kirche, als man aus seinen Predigten hatte schöpfen können, und entwickelte ihm die Hauptlehren derjenigen Kirche, der ich angehörte. Wir geriethen in einen langen Streit, wobei jeder von uns sich bemühte, seine Waare möglichst hoch im Preise zu halten. Inwieweit ich meiner Pflicht als Opponent genügte, kann ich nicht genau sagen, aber

das Ende war, daß er nicht mehr so große Eile hatte, das ins Werk zu setzen, was seine Prinzipale in den letzteren Punkten ihm vorschrieben; denn er hatte auf meinen Rath gehört, die Aufführung eines neuen Gebäudes nicht zu beginnen, bevor er sich unterrichtet hätte, ob das Alte, das eingerissen werden sollte, möglicher Weise nicht besser wäre. Ich bat ihn, sowohl die innere als äußere Einrichtung unsrer Kirche genau zu studiren, bevor er an die Arbeit ginge, sie niederzureißen oder überflüssig zu machen. Er folgte dem Freundesrath und fand, je mehr er forschte, daß die schwedische Kirche Achtung gebot. So verging der Winter. Er vermuthete, daß die Leserei in Nordland und Westerbotten ein vom Körper der Kirche abgehauenes Glied sei, das verfaulen würde, wenn niemand sich seiner annähme und es gesund machte; wogegen ich ihm bewies, daß das Phänomen auf den Grund unserer eigenen Kirche aufgekommen sei, und ihm als Beweis dafür anführte, daß die Leser für ihre eigene Rechnung die lutherische Postille in 5000 Exemplaren haben auflegen lassen und sich derselben bei ihren Zusammenkünften als ihres Andachtsbuches bedienten, daß sie es ferner mit der Reinheit der Lehre gewissenhaft ängstlich nähmen und die orthodoxesten Arbeiten unsrer eigenen Geistlichen, blos wegen einer einzigen wirklichen oder scheinbaren Abweichung von der Bibel oder Luther cassirt hätten. Ich ermahnte Stephans überdieß, sich nicht auf meine Angaben zu verlassen, sondern selbst an Ort und Stelle die Sache zu untersuchen, was er auch that und meine Angaben bestätigt fand. Die Folge davon war, daß er eine solche Vorliebe für unsere Kirche bekam, daß er sich erkundigte, was nöthig wäre, um Geistlicher der schwedischen Kirche zu werden. Nachdem er sodann erfahren, daß der Weg zu diesem Platz nur durch philosophische und theologische Studien gebahnt werde, begann er so eifrig zu studiren, daß dies die Aufmerksamkeit seiner Umgebung erregte

und an die Methodistenconferenz in London berichtet wurde, welche ihn zurückrief und ihm einen strengen Dienst in Bristol und der Nachbarschaft auferlegte, um seinen Trieb zu Studien zu hemmen, die in der Sekte nicht gerne gesehen wurden, obschon das geistliche Feuerlöschen der Conferenz gleichwohl nur das Ergebniß hatte, daß die Flamme aufschlug und sich in einer warmen Menschenliebe, sowie in der Agitatur bei der Parlamentswahl zum Vortheil der Kinder äußerte, die in den Fabriken, sowohl physisch als moralisch, zu Krüppeln gemacht werden, durch Ueberanstrengungen, sowie durch Mangel an Nahrung, an Belehrung und Schlaf. Er hat auch die Bill, welche die Arbeitsstunden der Kinder bestimmt, festgesetzt; er selbst aber hat als Lohn für seine Menschenliebe Gefangenschaft, Absetzung u. s. w. erlitten."

„Zum Ersatz für diesen aufgeklärten und ehrenwerthen Mann, der jetzt eine eigene Kirche, im Sinn der sogenannten Unabhängigen, gegründet hat, welche der ihm so theuer gewordenen schwedischen aufs Genaueste gleicht, kam der ehemalige Schneidergeselle Scott hieher, ein unwissendes und blindes Werkzeug der Zwecke der Sekte. Er hatte von Stephans Empfehlungsbriefe an mich, als er 1830 kam, und auch er übertrug mir im Anfang das Vertrauensgeschäft, seinen Styl zu corrigiren; er ermüdete mich aber bald, zumal da er erklärte, daß er von seinen Prinzipalen bestimmte Befehle habe, nach denen er handeln müsse."

Von einer nicht minder zuverlässigen Seite haben wir Aufschlüsse über Scott insbesondere erhalten.

Scott ging in den Häusern umher und bildete Vereine, Zirkel und Klassen, richtete Meetings oder Conventikel ein, wo sie lasen, sangen, Gebete verrichteten und endlich ihm selbst oder den von ihm eingesetzten Vorstehern der Vereine, Zirkel oder Klassen beichteten, und zwar in Gegenwart aller übrigen. Ich wohnte einmal in seinem Hause einem Klassenmeeting mit Beichte

an, aber diese war abscheulich und eine wahre Bildungsanstalt für Heuchler, denn der eine copirte die Beichte des Andern mit solchen Zusätzen, wie er sie Herrn Scott wohlgefällig glaubte. In diesem Institut hat die verderbliche Predigerkrankheit ihre Wurzel. Ihre Sekte nennt sich nicht Spasses halber Methodisten, denn jeder wird aufs Gründlichste in dem sogenannten Bußkampf, oder was unsere Kirche die Sündenreue nennt, erzogen, wobei der Priester oder sein Stellvertreter neben dem Reuevollen steht und Schwefelflammen über ihn ausgießt, was für starke Naturen nur 48 Stunden reicht, bis sie ganz mürbe gemacht und willenlose Werkzeuge in der Hand des Führers geworden sind. Darauf gibt er ihnen Trost, erklärt sie für neugeborne Kinder Gottes, die nicht im Stande seien, weiter zu sündigen. Sollte es jedoch geschehen, daß diese Heiligen, was leicht vorkommt, den Schein gegen sich bekommen und etwas thun, was wie Sünde aussieht, so kommen sie leicht weg; denn dann ist es der leidige Teufel, der dieß auf ihre Rechnung gethan hat, um sie in einen üblen Geruch zu bringen. Ihre Catechese besteht hauptsächlich aus zwei Geboten, wie die der Pharisäer: Das erste ist, daß sie sich selbst einander ehren und loben sollen; das zweite, daß sie die Andern lästern und verdammen. Die Erklärung dieser zwei Gebote ist leicht und sinnreich: Wir Methodisten sind Kinder Gottes, deßhalb spielen wir nicht Karten, tanzen nicht, besuchen die Theater und Conzerte nicht; alle Andern, die sich diesen Entsagungen nicht unterwerfen, sind Kinder des Teufels. Das ist schnell abgemacht, und man wird auf dem Wege des Methodismus beginnen, ein großer Heiliger, wie auch Prediger. Durch dieses Gaukelspiel will man die Leute dazu bringen, daß sie dem Kirchenpersonal alles geben, was sie besitzen oder erwerben. Auf diese Art verbreitet sich der Methodismus in der ganzen Welt, denn sie suchen überall Leute auf und machen sie alle zu Heiligen in

ihrer eigenen Einbildung, blos um dieselben Personen, nebst ihrem ganzen Besitzthum und Erwerb zu mißbrauchen und dadurch Mittel zu neuen Eroberungen zu erhalten. Ihre Lehre ist eine Accommodationslehre, und sie schmiegen dieselbe bisweilen gerne bis auf weitere lokalen Forderungen an. Von Kartenspiel und Theater, was auf dem Lande unbekannt ist, wird da nicht gesprochen, sondern da besteht die Gottseligkeit darin, daß man gewissen Arten von Zeugen und Kleiderschnitt, sowie dem Tanz und so weiter entsagt. Bei andern Lesern richten sie sich nach ihren vorgefaßten Meinungen, warten aber immer auf Gelegenheit, die eben erwähnten gleichgültigen Dinge einzuschärfen, die bald zu Hauptsachen erhoben werden. Meetings mit Beichte wurden durch die ernstlichen Bemühungen des Bischofs Wallin und in Folge einer Denkschrift des Pfarrers Eichthal verboten und konnten nie mehr aufkommen, bis nach dem Tode Wallins, wo alle Dämme sich dem Fanatismus öffneten. Der Freudetaumel bei dieser Parthei ging so weit, daß Lustfahrten auf Dampfschiffen, zum Denkmal des Missionärs Ansgarius, unternommen wurden, bei welchen Fahrten man all diese verbotene Mechanik anwandte und die Namenseinzeichnungen in einer methodistischen Matrikel vorgenommen wurden. Emissäre wurden ausgesandt und die Predigerkrankheit, eine methodistische Seuche, verbreitete sich in allen Theilen des Reiches.

Scott entfernte sich, als der Cultminister Grubbe dem Consistorium von Stockholm tüchtig an die Hand ging und das Unwesen von Seiten dieser Leute ihn beunruhigte; aber er ließ die junge Brut unter der Leitung seines Gehülfen Rosanius, der große Vortheile genießt als Lokalemissär der Conferenz in London, und die Missionen in Lappland stellte er unter die Leitung des Malergesellen Tellström. Diese Leute und ihr Anhang bearbeiten die Leserei überall in methodistischer

Richtung. Ihr letzter Hauptversuch galt der inneren Mission, bei welcher Geistliche von der Weingart'schen Parthei sich an die Spitze stellten. Inzwischen werden täglich hier von den Partheichefs Conventikel gehalten, sehr oft von Morgens 8 Uhr bis Abends 11 Uhr. Dieselben Personen können zuweilen in verschiedenen Gemeinen an einem Tage 6 — 8 Conventikel halten. Die Netze sind ausgeworfen. Die Heiligen leben im Uebrigen nicht immer so heilig. Scott's Kindsmagd, die so heilig war, daß sie nicht hier bleiben konnte, sondern ihr übers Meer folgte und als ein ächtes, auserlesenes Schaaf unter den Methodisten geachtet wurde, ist als Kammerjungfer hieher zurückgekommen und hat alle Stadien der Verdorbenheit durchlaufen, sie hat aber auch mit dem wunderbaren Talent einer Heiligen ihre Exzesse, sowohl vor den Hausleuten als vor andern, zu verbergen gewußt, bis ein Mitglied der Findelhausdirektion vollständige Aufschlüsse über die Sache gab.

In unsrem Verlage sind ferner erschienen:

Bernoulli, Prof. Dr. Chr., Technologische Handencyklopädie, oder eine gedrängte Darstellung der technischen Gewerbe, ihrer wesentlichsten Fortschritte in neuester Zeit und ihres dermaligen Betriebs zumal in Deutschland. Lex.-8. 15 Bog. brosch. Preis 1 Thlr. 3 Ngr. oder 1 fl. 48 kr.

Bischoff, Dr. G. W., Prof. in Heidelberg, Die Botanik in ihren Grundrissen mit Rücksicht auf ihre historische Entwickelung. Lex.-8. brosch. 9 Bogen. 21 Ngr. oder 1 fl. 12 kr.

Blum, Dr. J., Prof. in Heidelberg, Grundzüge der Mineralogie und Geognosie. Lex.-8. brosch. 11 Bogen. 24 Ngr. oder 1 fl. 15 kr.

Bronn, Dr. H. G., Prof. in Heidelberg, Allgemeine Zoologie, Lex.-8. brosch. 33 Bogen. 2 Thlr. 6 Ngr. od. 3 fl. 45 kr.

Emmert, Dr. Karl, Lehrbuch der Chirurgie. Mit mehr als tausend in den Text gedruckten Holzschnitten. 1. Band enthält Allgemeine Chirurgie. Lex.-8. 57 Bog. brosch. 5 Thlr. 4 Ngr. oder 8 fl. 42 kr.

Flegler, Alex. Geschichte des Alterthums. Lex. 8. brosch. 19 Bogen. 1 Thlr. 9 Ngr. oder 2 fl. 12 kr.

Fraas, Prof. Dr., Historisch-encyklopädischer Grundriß der Landwirthschaftslehre. Lex.-8. brosch. 13 Bogen. 28 Ngr. oder 1 fl. 30 kr.

Grieb, Dr. Chr. Fr., Populäre Gesellschafts-Oekonomie, enthaltend eine gedrängte Darstellung 1) der Geschichte der politischen Oekonomie, 2) der politischen Oekonomie der Adam Smith'schen Schule und 3) der Arbeiten der Socialisten. Lex.-8. brosch. 22 Bogen. 1 Thlr. 16 Ngr. oder 2 fl. 42 kr.

Jolly, Dr. Ph., Die Principien der Mechanik gemeinfaßlich dargestellt. Mit 102 in den Text gedruckten Holzschnitten. Lex.-8. br. 11 Bogen. 28 Ngr. oder 1fl. 30 kr.

Ridderstad, Carl Fredrik,

Das Gewissen oder Gheimnisse von Stockholm Roman

Bd.: 5/7

Stuttgart 1852